1,50 DM / Band 145
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

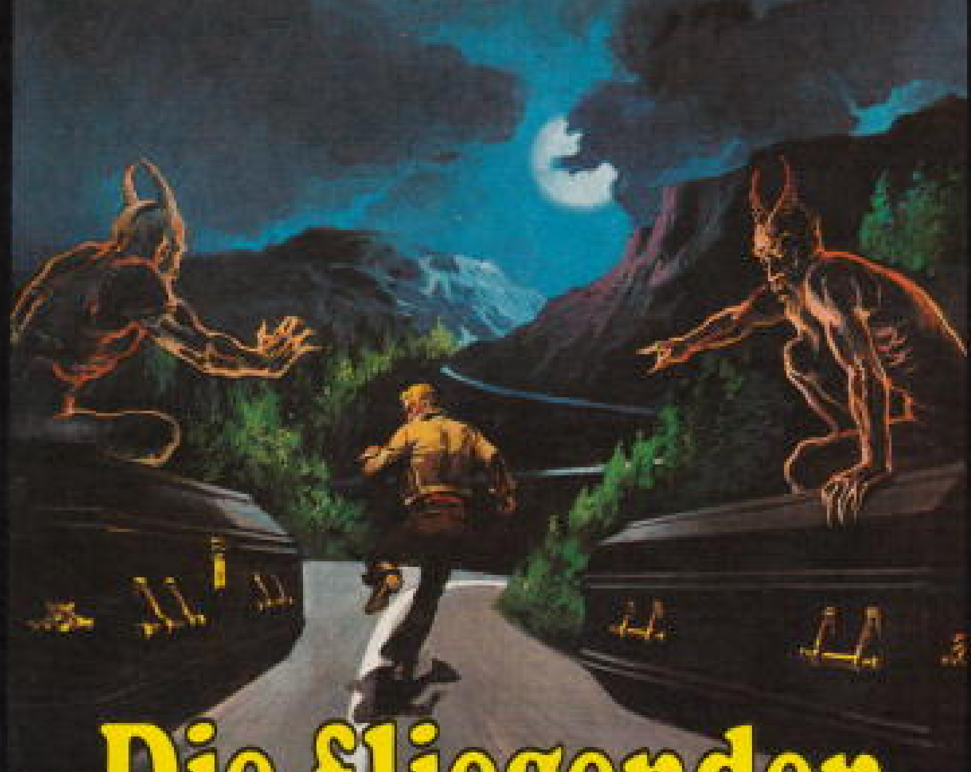
BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die fliegenden Särge

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Die fliegenden Särge

John Sinclair Nr. 145

von Jason Dark

erschienen am 14.04.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die fliegenden Särge

Ein kalter Wind pfiff über den Pier, als Eric Ladween die schützende Bude verließ. Er fröstelte und schaute sich um.

Links von ihm standen die Särge aufeinander gestapelt.

Ein unbehagliches Gefühl überkam den Stauer, als er auf die Totenkisten schaute. Vor Särgen hatte er sich immer gefürchtet.

Da geschah es. Plötzlich hoben zwei obere Särge von den anderen ab, drehten sich in der Luft und schwebten über dem Pier.

Die Augen des Mannes wurden groß. Sekundenlang stand er wie fest geleimt. Dann drehte er sich um und rannte panikerfüllt zurück zu seinen Kollegen.

Eric Ladween hatte als erster die fliegenden Särge gesehen!

Der Mann hatte dicke, nikotingelbe Finger. Verlegen drehte er seine Schirmmütze zwischen den Händen, sein Blick war gesenkt, auf dem Stuhl rutschte er herum.

Kurz gesagt, er fühlte sich ziemlich unwohl in seiner Rolle.

Zumindest war sie ungewohnt, denn bisher hatte er in seinem 40jährigen Leben noch nichts mit der Polizei zu tun gehabt, wie er glaubhaft versicherte.

Nun saß er vor mir.

Er hieß Eric Ladween, und die Kollegen der uniformierten Polizei hatten ihn zu mir geschickt.

Ich war gespannt, was er mir zu berichten hatte. Ich bot ihm eine Zigarette an, die er dankend nahm. Dann gab ich ihm Feuer. Wieder nickte er.

Nach diesen beiden »Taten« setzte ich mein bestes Lächeln auf. »Nun legen Sie mal Ihre Nervosität ab, Mr. Ladween. Hier frisst sie niemand, und hier wird Sie auch niemand verhaften. Denken Sie einfach, Sie säßen mit einem Freund in der Kneipe.«

»Aber… aber ich bin bei Scotland Yard.«

»Natürlich.«

»Und… ahm, ich bin nur ein kleiner Hafenarbeiter, Sir. Vorm Yard hat man immerhin Respekt. Ich habe ja viel gehört…«

»Alles halb so schlimm«, winkte ich ab.

»Na ja.« Er hob die Schultern. Dieser Mann fühlte sich zwischen Kränen und Ladungen wohler als auf dem harten Schreibtischstuhl in meinem Büro. Das konnte ich ihm auch nicht verdenken. Er trug eine graue Jacke, die sich in den Schultern spannte, und eine schwarze Hose, an deren Bügelfalten er des öfteren zupfte. Sein Gesicht wirkte eingefallen, es hatte eine ungesunde Farbe angenommen, seit er dieses Büro betreten hatte. Das schwarze Haar mit den zahlreichen grauen Fäden war glatt nach hinten gekämmt. Eine Tasse Kaffee hatte er abgelehnt, einen Whisky nahm er jedoch.

»Dürfen Sie das denn?« fragte er, als ich ihm einen Schluck anbot.

Ich grinste. »Bei besonderen Gästen immer.«

»Na ja, dann will ich mal nicht so sein.«

»Sehen Sie.« Ich schenkte ihm einen Doppelten ein. Ich nahm auch einen kleinen Schluck.

»Nun erzählen Sie mal«, forderte ich ihn auf.

»Wie gesagt, Sir, ich arbeite im Hafen. Und zwar dort, wo was los ist, wo die Schiffe entladen werden. Wir müssen wirklich hart ran, da kann man keine großen Pausen einlegen.«

Er berichtete von seiner Arbeit. Ich ließ ihn, so redete er sich erst einmal in Fahrt.

Das nahm ihm die Hemmungen. Schließlich kam er zum Kern der Sache.

»Gestern war es, da kam ein Schiff aus Sizilien. Es war ein normaler Frachter, gar nicht mal besonders groß, aber er hatte eine ausgefallene Ladung an Bord. Särge!«

Eric Ladween schaute mich scharf an, als wartete er auf mein Erschrecken, doch ich blieb ruhig und bat ihn, weiter zu erzählen.

»Ja, wir löschten die Fracht und stapelten die Särge auf dem Pier. Der Wagen, der sie abholen wollte, kam nicht. Es war auch schon zu spät, deshalb blieben die Särge über Nacht stehen. Ich bin noch nicht sofort nach Hause gegangen, sondern habe noch mit zwei Kollegen gefeiert. Der eine Kollege hatte Geburtstag gehabt. Wir haben uns in unsere Materialbude gesetzt und zwei Flaschen Gin geleert. Ich trank nur zwei Gläser, weil ich noch fahren musste. Als ich dann mal raus ging, da sah ich es. Wissen Sie, Sir, die Särge standen gar nicht weit weg. Normalerweise sind es ja Gegenstände, die fest auf dem Boden bleiben, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Sicher.«

»Doch als ich aus der Bude kam, da schwebten sie über dem Boden. Zwei Särge flogen.« Der gute Mann riss die Augen auf und bewegte seine Arme, wobei er die Flugbewegungen nachahmte. »Sie zischten durch die Luft. Ich war wie von Sinnen, konnte erst gar nichts sagen, fing aber dann an zu schreien und rannte in die Bude zurück. Die anderen lachten mich aus, aber ich schwöre es, Sir, ich habe gesehen, wie die Särge flogen.«

»Was geschah dann?« fragte ich.

»Nichts. Ich bin geflohen. Habe mich in mein Auto gesetzt und bin verschwunden. So etwas kann man doch nicht mit ansehen, das ist grauenhaft.«

»Sicher.« Ich zündete mir eine Zigarette an. »Was haben denn Ihre Kollegen gesagt?«

»Gelacht.«

»Die haben die fliegenden Särge also nicht gesehen?«

»No.« Ladween schüttelte den Kopf. »Die hockten in der Bude und trauten sich nicht heraus.«

»Ist natürlich schwer zu glauben, was Sie da erzählen«, sagte ich zu dem Stauer.

Der nickte. »Aber ich schwöre Ihnen, dass es stimmt. Betrunken war ich nicht. Ich habe auch mit Molly, meiner Frau, darüber gesprochen. Sie riet mir, zur Polizei zu gehen. Das tat ich auch. Die Männer, ich meine die Polizisten am Hafen, lachten mich aus. Bis mir einer riet zum Yard zu gehen. Da säße einer, der für solche Spinnereien ein offenes Ohr habe. Entschuldigen Sie, Sir, aber das hat er gesagt.«

»Ich glaube es Ihnen.«

»Jetzt bin ich hier, nachdem mir der Polizist auch Ihren Namen verraten hatte.«

»Es war gut, dass Sie gekommen sind, Mr. Ladween.«
»Glauben Sie mir denn, Sir?«
»Das werden wir sehen.«
»Also nicht.« Seine Stimme klang enttäuscht.
»Davon habe ich nichts gesagt.« Ich wechselte das Thema. »Das Schiff kam aus Sizilien, sagten Sie?«
»Ja.«
»Sie wissen nicht zufällig den Namen?«
»*Coletta*.«
»Gut. Und wer sollte die Särge bekommen?«
»Da habe ich keine Ahnung.«
»Blieben die Särge in London?« hakte ich nach.
»Möglich, Sir.« Er räusperte sich. »Wissen Sie, wir kümmern uns nur darum, dass das Schiff gelöscht wird. Wohin die Ladung geht und was mit ihr geschieht, ist ja nicht unsere Sache, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
»Klar.« Der letzte Satz gehörte wohl zu den Lieblingsaussprüchen des Stauers.
Aber ich wollte herauskriegen, für wen die Särge bestimmt waren. Da musste ich das Hafenamt anrufen. Dort wird die Ladung eines jeden Schiffes registriert.
Hoffentlich erwischte ich einen Mitarbeiter, denn es war die Zeit zwischen den Jahren.
Da machten viele Leute Urlaub. Zwischen Weihnachten und Neujahr hatte keiner so recht Lust, noch etwas zu tun. Auch ich hätte gern Urlaub genommen, hatte aber keine Tage mehr frei. So hockte ich im Büro, um mich mit Akten zu beschäftigen.
Sogar mein Chef, Sir Powell, war zu Hause geblieben und spannte aus. Glenda Perkins hatte ebenfalls frei, nur ich hielt Wache.
Das Mädchen an unserer Telefonzentrale bat ich, mir die Nummer des Hafenamts herauszusuchen.
»Wenn Sie sich einen Moment gedulden würden, Sir«, sagte die Kleine mit der weichen Stimme.
»Sogar zwei.«
In der Zwischenzeit erfuhr ich von Ladween, dass er mit drei Kindern gesegnet war.
»Da gratuliere ich Ihnen«, sagte ich.
Er winkte ab. »Sie sind einer der wenigen, die so denken. Für die meisten bin ich schon asozial.«
»Das wird sich auch mal ändern.«
»Hoffen wir's.«
Das Telefon schrillte. Ich meldete mich und bekam von dem freundlichen Girl die Nummer.
»Dann werden wir mal schauen«, sagte ich zu Ladween und tippte die

Zahlen in die Tastatur meines Apparates.

Ich bekam tatsächlich eine Verbindung. Also wurde gearbeitet. Nachdem ich mein Anliegen vorgetragen hatte, verband man mich zweimal weiter, bis ich den richtigen Mann an der Strippe hatte.

»Ich schau nach, Sir«, sagte er.

»Ja, tun Sie das.«

Warten. Ladween blickte mich gespannt an. Dabei nagte er auf der Lippe, ein Zeichen seiner Nervosität.

»Hallo?« hörte ich die Stimme meines Gesprächspartners. »Sind Sie noch dran?«

»Sicher.«

»Diese Fracht aus Sizilien, die Särge, sind für einen Privatmann bestimmt. Ein gewisser Mr. Logan Costello hat sie bestellt.«

Ich schluckte.

»Sir, hören Sie noch?«

»Ja, natürlich. Ich darf mich recht herzlich bei Ihnen bedanken.«

»Das war doch Ehrensache. Und rutschen Sie gut ins neue Jahr, Sir.«

»Danke, das werde ich.« Langsam ließ ich den Hörer zurückgleiten. Hinter meiner Stirn hatte ich es schon längst zu arbeiten begonnen. Logan Costello! Das war ein Name. Nicht zum erstenmal war er mir begegnet, denn Costello gehörte zu den großen der Londoner Unterwelt. Wahrscheinlich war er sogar der größte, denn er regierte in Soho. Keine Mieze verdiente dort ihr Geld, wovon Costello nichts abbekam. Jeder Lokalbesitzer musste seinen Obolus an ihn entrichten. Glücksspiel, Rauschgift, er hatte alles unter Kontrolle. Und dieser Logan Costello hatte die Särge bestellt. Wofür brauchte er sie? Das war die Frage, die ich mir berechtigt stellte, denn sein Bruder Ennio, der ein Sarggeschäft besaß, war tot. Er hatte Bill Conolly und mich in Säure auflösen wollen, doch es war uns gelungen, im letzten Augenblick wieder zu entkommen. Es hatte dann einen harten Kampf gegeben, in dessen Verlauf Ennio Costello sein Leben verlor.[1]

Logan, sein mächtiger Bruder, setzte diesen Tod auf meine Rechnung. Obwohl ich Ennio nicht erschossen hatte, aber darüber dachte Logan gar nicht nach.

Und jetzt hatte er die Särge bestellt. Es sah verdammt nicht gut aus, wenn ich ehrlich war. Die Frage stellte sich, wozu er die Totenkisten überhaupt brauchte. Was wollte er damit?

Ich würde es herausfinden, denn seit diesem Anruf war der Fall zu meinem geworden.

Ich schaute Ladween an. »Die Särge stehen noch auf dem Pier?«

»Ja.«

»Gut, dann fahren wir jetzt hin und schauen sie uns einmal aus der Nähe an.«

Er schüttelte plötzlich den Kopf. »Dass Sie mir glauben«, murmelte

er, »kaum zu fassen.«

»Es ist mein Job.«

Ich nahm den Mantel vom Haken. Auch Ladween war aufgestanden.

Mein Wagen stand auf dem Hof. Fast frühlingshafte Temperaturen herrschten in London. Ein blauer Himmel mit ein paar lang gezogenen Wolkenstreifen, kein Schnee, kein Regen, eigentlich ein Wetter für den März. Ich war einerseits froh dabei, da gab es keine glatten Straßen.

»Mann, solch einen Wagen fahren Sie?« staunte Ladween.

»Ich bin Junggeselle.«

»Das sagt alles.«

Ladween beschrieb mir den Weg. Er kannte sich in der Hafengegend besser aus als ich, obwohl mich die Fälle in der letzten Zeit oft in den Hafen geführt hatten. Da brauchte ich nur an den Fall des Gordon Fariac zu denken.

Wenn ich allerdings gewusst hätte, was mir noch bevorstand, dann hätte ich Eric Ladween zurückgelassen. So aber fuhr er mit.

***

Als das Telefon klingelte, hockte Logan Costello noch im Bett. Er schlief nur unter seidenen Decken und hatte das Frühstückstablett vor sich stehen.

Das Klingeln ließ ihn zusammenzücken, denn wenn jemand ihn direkt anrief, bedeutete das zumeist Ärger, weil kaum jemand diese geheime Nummer kannte.

Er hob ab und schrie ein hartes »Ja« in die Muschel.

»Ich bin es!«

Costello wurde bleich. Es gab nur wenige Menschen auf der Welt, vor denen er sich fürchtete, und einer von ihnen war am Draht.

»Was kann ich tun?« dienerte der große Logan Costello.

»Sind die Sachen eingetroffen?«

»Ja.«

»Wo stehen Sie?«

»Am Hafen.«

»Haben Ihre Leute die Särge geöffnet?«

»Nein.«

»Gut, dann sehen Sie zu, dass Sie auch in Zukunft die Totenkisten geschlossen lassen.«

»Natürlich.«

»Und was ist mit der zweiten Partie?«

»Kommt heute.«

»Wann genau?«

»Das Schiff müsste an sich schon abgeladen werden«, erklärte Logan Costello.

»Gut, dann werden Ihre Männer die Särge am Abend zu dem

vorbereiteten Platz schaffen.«

»Es geht alles in Ordnung.«

»Das hoffe ich, Costello. Du darfst eins nicht vergessen. Wer für mich ist, hat die Macht. Und zwar eine Macht, gegen die deine direkt lächerlich wirkt.«

Costello wagte nicht zu widersprechen. Er hielt den Hörer noch fest, als der andere längst aufgelegt hatte.

Der Mafioso stierte auf sein Frühstückstablett. Er hatte plötzlich keinen Appetit mehr. Die knusprigen Hörnchen, der Toast, die Konfitüre - nichts konnte ihn mehr locken. Immer wenn dieser Mann anrief, wurde es brandgefährlich.

Logan Costello hatte mit dem mächtigsten Verbrecher der Erde gesprochen, mit einer Person, die ein Mitteldinq zwischen Mensch und Dämon war, die den Namen Solo Morasso trug, auf die jedoch ein anderer wesentlich besser passte.

Doktor Tod!

***

Wir waren zum Hafen gefahren. Auch zwischen den Jahren herrschte hier Hochbetrieb. Die Schiffe kümmerten sich nicht um Weihnachten oder Neujahr, jeder Tag, den sie länger auf See verbrachten oder am Pier lagen, kostete die Reederei Geld.

So herrschte Betrieb wie immer.

Ich musste vorsichtig fahren. Immer wieder kreuzten Gleise unseren Weg. Lastwagen kamen uns entgegen. Dicke Brummer, vollgeladen und bepackt. Die Fahrer nahmen auf andere Wagen keine Rücksicht. Sie waren die Stärkeren und fanden ihren Weg.

Parallel zu einem lang gestreckten barackenähnlichen Bau mit einer ungeheuer großen Laderampe fuhr ich vorbei und musste dann nach links einbiegen, wo sich der Pier befand, auf dem auch die Särge lagerten.

Ladween war nervös. Er knetete wieder seine Hände. Die Zunge huschte über seine Lippen. Irgendwie hatte er Angst.

Die hohen Kräne überragten alles. Wie die Schornsteine auf einem Fabrikgelände.

Die langen Greifarme bewegten sich nach allen Seiten und tauchten hinein in die tiefen Bäuche der Schiffe, um dort die Ladung hervorzuholen.

Wir fuhren auf dem Pier.

»Kann ich den Wagen hier irgendwo unbeschadet abstellen?« fragte ich.

»Da vorn.« Erick Ladween deutete nach links.

Er hatte recht. Da gab es ein flaches Gebäude, vor dem schon einige Wagen parkten.

Dort stellte ich meinen Bentley auch ab.

Wir stiegen aus. Neugierige Augen beobachteten uns hinter den Scheiben der Kontore, als wir langsam dorthin schritten, wo die Kräne die Last aus den Bäuchen der Schiffe abstellten.

Der Pier stand zur Hälfte voll. Gewaltige Container, in denen sich die Ware stapelte, sahen wir ebenso wie große, vollbeladene Holzpaletten, um deren Ladung Metallbänder oder Kunststoffplanen gepresst waren. Zwischen der aufgestellten Fracht gab es Wege genug. Viel zu warm schien die Sonne vom Himmel. Das Thermometer war über zehn Grad Celsius gestiegen. Die Arbeiter schwitzten. Ohne Helm kam ich mir ziemlich deplaziert vor, aber auf die Schnelle konnte ich mir auch keinen leihen.

Zudem wollte ich mir nur die Särge anschauen.

Eric Ladween führte mich nach links. Er ging vor und hatte den etwas schaukelnden Gang eines Seemanns.

Ein Mann mit dem roten Helm eines Vorarbeiters trat uns in den Weg. Mich schaute er finster an.

»Was haben Sie hier zu suchen?«

»Der Herr ist von der Polizei, Matt«, erklärte Ladween.

»Bulle?«

Ich zückte meinen Ausweis. »Scotland Yard.«

Der Vorarbeiter räusperte sich. »Sag bloß, du hast den wegen deiner komischen Särge geholt.«

»Genau.«

Der Vorarbeiter riss den Mund auf und begann zu lachen. »Habt ihr Bullen nichts anderes zu tun, als auf das Gewäsch von betrunkenen Spinnern zu hören?«

»Ich war nicht betrunken!« stellte Eric richtig.

»Hör auf, Mann.« Der Vorarbeiter wandte sich an mich. »Wissen Sie, Mister, er kann nicht zugeben, dass er einen hinter die Binde gegossen hat. Dann würde er nämlich fliegen. Aber gleich die Polizei…«

»Wo stehen die Särge?« Ich kam zur Sache.

Marc zog die Nase hoch. »Sie können gleich zusehen, wie die zweite Partie anrauscht. Sie wird nämlich gerade gelöscht.«

»Eine zweite Ladung?«

»Ja, Mister. So ist das.«

»Lassen Sie sehen.«

Der Vorarbeiter ging vor. Bald hatten wir die Container- und Plattenstapel hinter uns gelassen und konnten direkt ans Wasser, wo nicht nur der Frachter ankerte, sondern auch ein Kran stand, von dessen Arm ein langes Seil lief und im Bauch des Schiffes verschwand.

Auf Deck liefen einige Schauerleute umher. Sie verständigen sich durch lautes Zurufen und in der Zeichensprache.

Die Kranwinde drehte und das Seil spannte sich. Es bestand aus Stahl

und hielt noch stärkere Lasten als die Särge aus. Ich suchte die anderen Särge, sah sie aber nicht, und als ich den Vorarbeiter danach fragte, erwiderte er:

»Die stehen schon in der Lagerhalle.«

Damit war ich zufrieden.

Die Winde des Krans quietschte. Vom Fluss her wehte ein lauer Wind und fuhr mir unter den offenen Mantel.

Stück für Stück hievte der Kran die Ladung aus dem Bauch des Frachters. Noch konnte ich nichts sehen, aber gleich darauf erschienen sie.

Ja, es waren Särge.

Von einer guten Qualität sogar und pechschwarz lackiert. Sie machten einen makabren Eindruck. Obwohl die Strahlen der Sonne auf sie fielen, wirkten sie irgendwie düster.

Ich wandte mich an den Vorarbeiter. »Werden die Särge noch hier kontrolliert?«

»Wie meinen Sie das?«

»So, wie ich es gesagt habe. Schaut hier irgend jemand nach, ob die Dinger auch leer sind?«

»Nein.«

»Und warum nicht?«

»Das ist schon in Italien geschehen.«

Ich nickte.

Die Särge schwebten bereits über Deck. Sie standen auf einer Palette. Damit sie nicht kippten, waren sie ebenfalls mit einem Band befestigt. Es lief einmal längs und einmal quer über die Totenkisten.

»Schwenken!« schrie jemand.

Den Ruf hätte er sich sparen können, denn der Kranführer wusste auch so, was er zu tun hatte.

Der große Hebearm setzte sich in Bewegung und schwenkte nach links, dem Pier zu, wo auch wir standen.

Alles lief normal ab, schien glatt zu gehen. Ich legte meine Hand gegen die Stirn und schirmte mich so vor den Sonnenstrahlen ab.

Es war doch ein komisches Gefühl, wie diese Masse an Särgen auf mich und die anderen beiden Männer zuschwebte.

Da geschah es.

Als würden unsichtbare Hände daran zerren und reißen, so plötzlich platzte die Verspannung weg. Es gab einen lauten peitschenden Knall, und dann war der Teufel los…

***

Hatte Eric Landween nicht von fliegenden Särgen gesprochen? Es stimmte, die Särge flogen tatsächlich. Seine Worte waren auf makabre Weise wahr geworden.

Nach allen Seiten rasten sie weg, und drei von ihnen auch auf uns zu.

Wie die anderen, war auch ich in den ersten Sekunden wie gelähmt gewesen. Der Schock hatte mich einfach unbeweglich gemacht. Doch als die Särge Kurs auf mich nahmen und ich sah, wie sie immer größer wurden, wurde es mir doch ein wenig mulmig.

»Weg!« brüllte ich.

Das Kommando galt auch den anderen.

Der Vorarbeiter reagierte sofort. Er schlug einen Haken nach rechts und sprintete los, damit er nur nicht mit diesen mörderischen Totenkisten in Berührung kam.

Auch Ladween startete. Er jedoch übersah eine dieser verdammten Eisenschwellen, die überall auf dem Pier verteilt lagen. Mit der Schuhspitze kickte er dagegen - ich hörte noch seinen verzweifelten Schrei und sah ihn fallen.

Obwohl ich selbst mit Riesenschritten aus der Gefahrenzone rannte, riskierte ich einen Blick zurück.

Nein, ich konnte ihm nicht mehr helfen, war einfach zu weit entfernt. Die schwere Totenkiste krachte in den Rücken des Mannes und schleuderte ihn endgültig nach vorn, wo er auf dem Gesicht liegen blieb.

Vor Wut biss ich mir die Unterlippe blutig. Das Splittern der Totenkiste drang ebenso an meine Ohren, wie das Rauschen über mir.

Das war der zweite Sarg!

Aus dem Lauf wuchtete ich zur Seite, der harte Pierboden kam rasend schnell auf mich zu, ich zog den Kopf ein, winkelte die Arme an, tickte hart auf und rollte mich über die Schulter hinweg ab, wo ich trotzdem den Schmerz noch bis in den Rücken spürte. Der Aufprall war eben zu stark gewesen.

Über mir war ein Schatten. Instinktiv riss ich die Hände hoch, nahm die Arme vors Gesicht, da prallte der fliegende Sarg bereits auf den Pier.

Direkt neben mir!

Ich hörte das Krachen. Die Wucht des Aufpralls riss die Totenkiste in mehrere Teile, die sternförmig nach allen Seiten spritzten und auch mich nicht verschonten.

Ich erhielt einen harten Schlag an Kopf und Schulter, fluchte, blieb jedoch ansonsten unverletzt.

Zwei Sekunden war es still.

Dann vernahm ich die Schreie der Stauer. Vom Schiff her, das die Ladung geborgen hatte, liefen die Männer, riefen und gestikulierten wild. Auch der Kranführer verließ seine kleine Kabine und kletterte aus luftiger Höhe dem Erdboden zu.

Ich rappelte mich hoch.

Die Särge interessierten mich im Augenblick nicht, dafür jedoch die

Menschen.

Und vor allen Dingen Eric Ladween.

Ich sah und hörte ihn.

Seine Schreie gellten über den Pier. Er musste unsagbare Schmerzen haben, denn die schwere Totenkiste war quer über seinen Körper gefallen und hatte wahrscheinlich seine Beine gebrochen.

Ich rannte zu ihm, ging neben ihm in die Knie und hob seinen Kopf an.

»Wo haben Sie die Schmerzen?« schrie ich. »Mr. Ladween! Wo?«

»Meine Beine!« schrie er. »Um Gottes willen, meine Beine. Ich kann sie nicht mehr bewegen. So helft mir doch. Meine Güte, so helft, ich halte es nicht mehr aus!«

Ich drehte den Kopf. »Einen Arzt!« brüllte ich quer über den Pier. »Holt einen Arzt!«

»Schon alarmiert!«

Ich war froh dabei und wandte mich wieder dem schwerverletzten Mann zu. »Ein Arzt ist bereits unterwegs. Der wird Ihnen helfen«, beruhigte ich ihn.

Eric Ladween hörte mich nicht mehr. Für einen Augenblick dachte ich, er wäre tot, doch nach einer kurzen Untersuchung wurde mir klar, dass er nur bewusstlos war.

Ich ließ ihn liegen. Helfen konnte ich ihm nicht, das war Sache des Fachmanns.

Meine Arbeit war es allerdings, den Unfall, falls es einer gewesen war, aufzuklären.

Und das würde verdammt schwierig sein, denn ich war kein Fachmann.

Sämtliche Särge waren von der Palette gerutscht. Sie selbst hing noch schief in der Seilhalterung und konnte auch jeden Moment kippen. Zum Glück stand der Schwenkarm so, dass die Platte nicht auf den Pier, sondern in den Laderaum fallen würde.

Der Vorarbeiter tobte. Ich hörte ihn schreien. »Ihr Idioten!« brüllte er die Männer an. »Warum habt ihr nicht aufgepasst? Seid ihr denn von allen guten Geistern verlassen?«

»Chef, wir…« Ein rothaariger untersetzter Mann begann zu sprechen, doch der Vorarbeiter schnitt ihm das Wort ab.

»Halte du dich da raus, Callahan! Du warst für die Verspannung verantwortlich.«

»Es war alles ordnungsgemäß…«

Der Vorarbeiter bekam einen roten Kopf. »Nichts war ordnungsgemäß, sonst hätte es ja geklappt.« Der Mann ballte die rechte Hand zur Faust. Es sah aus, als wollte er zuschlagen, und dieser Callahan ging schon sicherheitshalber zurück. »Deinen Lohn kannst du dir heute noch abholen. Du bist entlassen, gefeuert, du Dreckskerl.

Schlampige Typen wie dich können wir hier nicht gebrauchen.«
Callahan wurde bleich. In seinen Augen loderte die Wut. Er sagte aber nichts.
Dafür der Vorarbeiter. Er schrie weiter und tobte. Dabei erinnerte er mich an Rumpelstilzchen. Für meinen Geschmack machte er ein wenig zu viel Theater. Es war nun mal passiert, hatte einen Schwerverletzten gegeben, zum Glück jedoch keinen Toten. Die Särge lagen zersplittert auf dem Pier herum. Man würde den Verlust verschmerzen können.
Ich war es leid und tippte dem Vorarbeiter auf die Schulter. Der kreiselte herum, als hätte ihn der Blitz getroffen.
»Können Sie mal die Luft anhalten?« fragte ich.
»Wieso?«
»Ich glaube, dass Sie sich hier künstlich aufregen«, sagte ich leise aber bestimmt.
»Keinen der Männer wird eine Schuld an dem Unglück hier treffen.«
»Das sagen Sie!« höhnte er.
»Ja.«
»Ausgerechnet ein Bulle will mir weismachen, wie dieses Unglück geschehen ist. Mann, gehen Sie nach Hause, oder schreiben Sie Verkehrssünder auf.«
Langsam stank dieser Typ. Der führte sich auf wie der Herrgott persönlich, zudem wurde er noch beleidigend. »Ich möchte, dass Sie sich mit Ihren Kommentaren zurückhalten, bis eine offizielle Untersuchung eingeleitet worden ist«, machte ich ihm klar.
»Sie haben mir überhaupt nichts zu sagen!« schrie der Kerl.
»Doch.«
Der Vorarbeiter schaute sich um. Die Männer hatten einen Kreis um uns gebildet.
Ich sah in gespannte Gesichter, und in keinem las ich Sympathie für diesen Kerl mit dem roten Helm, dessen Muskeln unter einer wattierten Jacke verborgen waren.
Sein Benehmen artete in offene Feindschaft gegen mich aus, und ich wollte wissen warum. Denn das war ungewöhnlich. Man konnte sich aufregen, okay, aber nicht so sehr aus der Rolle fallen.
»Ihren Namen«, forderte ich ihn auf.
»Der hat Sie nicht zu interessieren, Bulle!«
»Wollen Sie eine Vorladung?«
Er lachte nur.
Einer der Männer rief: »Er heißt Matt Kongar und ist ein elender Leuteschinder.«
Das war der berühmte Funke, der das Fass zur Explosion brachte. Mit einem Wutschrei auf den Lippen stürmte Kongar vor, direkt auf den Sprecher zu und schlug ihn mit einem gewaltigen Hieb zu Boden. »Dich mach ich fertig, du Hund!« brüllte er. »Dich mach ich,

verdammt noch mal, fertig. Das wirst du bereuen.« Er wollte auf den am Boden liegenden eintreten, doch da war ich.

An der Schulter riss ich ihn herum. Wahrscheinlich hatte Kongar damit gerechnet, denn er schickte sofort seine rechte Faust auf die Reise.

Auch ich war kein heuriger Hase, duckte mich und trieb ihm blitzschnell die Beine weg.

Kongar landete auf dem Allerwertesten. Damit hatte er nicht gerechnet, denn der Aufprall schüttelte ihn durch. Er verzog das Gesicht und sprang sofort auf.

»Es reicht«, sagte ich und streckte den Arm aus.

Kongar wollte es wissen. Blitzschnell griff er unter die Jacke und holte seinen gekrümmten Stauerhaken hervor, dieses lebensgefährliche Instrument, mit dem man Lasten anziehen, aber auch einen Menschen töten konnte.

Das wollte der Mann.

Er war wie von Sinnen und hörte auch nicht auf meine Warnungen.

Von den Männern griff niemand ein. Die hielten sich zurück. Das war eine Sache zwischen Kongar und mir.

Der Vorarbeiter duckte sich, als er auf mich zukam. »Das hast du nicht umsonst gemacht, Bulle!« flüsterte er rau. »Dir werde ich es zeigen, verdammt!«

»Lass den Haken fallen«, warnte ich.

»Nein!«

Er schlug zu. Ein raffiniert angesetzter Hieb, der seitlich angesetzt war und mir die Hüfte aufgerissen hätte.

Ich sprang zurück. Der Haken verfehlte mich. Dabei wollte ich den zurückschnellenden Arm packen, doch Kongar entwischte. Dazu lachte er wild. Gleichzeitig stürmte er vor. Den Schädel hielt er gesenkt, den rechten Arm vorgestreckt.

Die Männer schrieen auf, weil ich ihn dicht an mich herankommen ließ.

Erst im letzten Augenblick drehte ich mich zur Seite, so dass Kongar ins Leere lief und mich auch der Haken nicht berührte. Dafür stellte ich ihm ein Bein.

Matt Kongar machte einen halben Salto und küsste abermals den Pier. Diesmal schlug er sich die Lippen auf. Ich sah das Blut in seinem Gesicht, als er auf die Beine kam.

Da hörten wir die Sirenen. Der Ambulanzwagen kam. Im Schlepptau hatte er ein Fahrzeug der Polizei. Irgend jemand hatte die uniformierten Kollegen mit alarmiert.

Der Vorarbeiter blieb stehen. Er schaute mich an, blickte zurück und gab plötzlich Fersengeld. Er rannte weg, so rasch ihn seine Beine tragen konnten.

Im ersten Moment wollte ich ihm folgen, überlegte es mir jedoch anders. Dieser Kerl konnte nicht entkommen. Ich kannte seinen Namen und wusste, wo er arbeitete. Den würde ich mir später holen, denn da waren noch einige Fragen offen.

Seiner Reaktion folgend ging ich davon aus, dass Kongar irgendwie Dreck am Stecken hatte. Wir würden es herausbekommen.

Ich lief dem Wagen entgegen. Der helle Transporter mit dem Arzt hatte als erster gestoppt. Ein Mann im weißen Kittel lief bereits auf den Verletzten zu, während zwei Sanitäter eine Trage aus der Ladefläche des Wagens schoben.

Die Polizisten nahmen Kurs auf die Stauer. Sie würden mit ihren Fragen beginnen.

Ich aber sprach mit dem Arzt. Bei der ersten Untersuchung störte ich ihn nicht, redete ihn danach an, wobei ich ihm auch meinen Ausweis zeigte.

»Wie sieht es aus, Doc?«

»Nicht gut, wenn ich ehrlich bin.«

»Kommt er durch?«

»Ich hoffe es. Beide Beine sind auf jeden Fall gebrochen. Wie konnte das passieren?«

Ich deutete in die Runde. »Durch fallende Särge.«

»Hört sich makaber an.«

»Das ist es auch, Doc.«

Die beiden Helfer kamen. Der Arzt gab ihnen einige Anweisungen, wie sie den Schwerverletzten auf die Trage legen sollten. Die Träger hatten ihre Erfahrungen, alles ging glatt.

Ich rauchte eine Zigarette. Auf dem Pier sah es aus wie auf einem mittleren Schlachtfeld. Kein Sarg war mehr heil geblieben. Nur noch Trümmer.

War es wirklich ein Zufall gewesen, dass diese Ladung von der Palette rutschte? So ganz konnte ich daran nicht glauben, wenn ich bedachte, für wen die Ladung bestimmt war.

Logan Costello!

Mafioso, Verbrecher, Gangster, Killerchef!

Was hatte er mit den Särgen zu tun? Wollte er unbequeme Mitwisser darin verschwinden lassen? Hatte er sich vielleicht wieder ein neues Beerdigungsinstitut zugelegt und wollte es jetzt füllen? Möglich war alles, und ich sah mich schon in einer direkten Konfrontation mit Logan Costello. Bisher war ich daran immer vorbeigekommen. Bei zwei Fällen spielte er nur am Rande mit. Beim Moloch und der Feuerhexe.

Aber sein Name tauchte mir in letzter Zeit viel zu oft auf. Dem musste man einen Riegel vorsetzen.

Ich schaute weiterhin auf die Sargtrümmer. Als der Arzt mich

ansprach, zuckte ich zusammen.
»Sind noch mehr Verletzte zu bergen?«
»Nein, Doc.«
»Okay. Mr. Sinclair, dann fahren wir jetzt. Der Verletzte muss ins Krankenhaus.«
»Doc. Tun Sie mir einen Gefallen. Versuchen Sie alles, was in Ihren Kräften steht, um den Mann zu retten. Er hat eine Frau und drei Kinder, die noch benachrichtigt werden müssen.«
Er reichte mir die Hand. »Ich verspreche Ihnen, dass ich alles tun werde.«
»Danke.«
Der Wagen fuhr ab. Ich schaute ihm so lange nach, bis er nicht mehr zu sehen war.
Dann blickte ich zu den Polizisten hinüber. Sie sprachen mit den Arbeitern. Hin und wieder deutete auch einer auf mich, und so fühlte ich mich veranlasst, zu den Leuten zu gehen.
Wie schon erwähnt, ich stand inmitten der Sargtrümmer. Die Totenkisten waren durch die Aufprallwucht so zersplittert, dass Teile oft nach allen Seiten wie Speere weg standen. Viele Trümmer und Bretter lagen auch aufeinander, aber bewegen konnten sie sich nicht.
Und doch war dies der Fall.
Bei dem größten Trümmerhaufen nahm ich plötzlich eine Bewegung wahr, die unterhalb der Stücke vor sich gehen musste, denn die Bretter wurden gegeneinander geschoben. Zwei kleinere rutschten sogar ab.
Ich wurde misstrauisch.
Vergessen waren die Polizisten, ich wollte nur sehen, was unter dem Holz vor sich ging.
Mit dem Fuß schob ich einige Sargtrümmer zur Seite - und zuckte wie elektrisiert zurück.
Ein gelbgrün schillernder, langer, glitschiger Arm war aufgetaucht, um nach mir zu greifen.
Fast wäre er auf meinen Schuh geklatscht, hätte ich nicht so rasch reagiert.
Ein schrecklicher Verdacht keimte ich mir hoch, und ich ließ es auch darauf ankommen. Hastig bückte ich mich und schleuderte ein paar Latten zur Seite.
Freie Sicht!
Und ich sah es. Dieses widerliche schleimige Wesen, das glatt auf dem Boden lag und hin- und herzuckte.
Ich sah so etwas nicht zum erstenmal. Das schleimige Wesen vor mir war - ein Ghoul!

***

Es gibt Dämonen der verschiedensten Sorten. Schreckliche Gestalten, halb Mensch, halb Tier. Alptraumgeschöpfe, Fabelwesen, Tiermonster, alles mögliche, aber die Ghouls gehören zu den schlimmsten. Sie sind die abartigsten, denn sie ernähren sich von Leichen.

Und hier hatte ich einen Ghoul vor mir, und zwar in seiner Urexistenz, als gelbgrünes, widerliches, schleimiges Wesen, dessen Haut durchscheinend war und ich die zahlreichen kleinen Adern sehen konnte, die den Körper durchzogen. Durch die Adern lief eine dunkle Flüssigkeit, dunkler als unser Blut.

Der Ghoul an sich hatte keine menschliche Gestalt. Er konnte sich verändern und erinnerte mich irgendwie an eine Qualle, die in ständiger Bewegung ist.

Er hatte mich gesehen, und er versuchte, sich unter den Brettern zu verstecken.

Auch eine typische Eigenschaft. Feigheit, wenn er spürte, dass der andere stärker war.

Ich zog die Beretta.

Die Waffe nahm ich immer mit. Ein paarmal war ich böse hereingefallen, das sollte mir jetzt nicht mehr passieren.

Der Ghoul rutschte weiter, und er schaffte es in der Tat, sich unter einem Brett zu verkriechen.

Ich schoss.

Der Schuss schreckte die Polizisten auf, als sein Echo über den Pier hallte.

Die Kugel hieb in die schwammige Masse, ich hörte das Klatschen und einen klagenden Schrei, den der sterbende Ghoul ausstieß, denn geweihtem Silber hatte er nichts entgegenzusetzen.

Eine seltsame Wandlung trat ein.

Die Masse zerfloss. Als würde sie von großen Händen ausgedrückt, so rann sie nach allen Seiten weg und versickerte in den Spalten der Erde.

Nur ein ekliger Geruch blieb zurück, das war alles. Als die Polizisten kamen, war von dem Ghoul nichts mehr zu sehen.

Ich atmete auf.

Einen hatte ich erledigt? Wie viele befanden sich noch unter den Trümmern.

»Sir, Sie haben geschossen?« Ein Sergeant sprach mich an.

»Ja, ich dachte, es hätte sich unter den Trümmern etwas bewegt, aber ich habe mich getäuscht.«

Der Sergeant schaute mich an, als hätte er einen Irren vor sich. Er begriff nicht.

Hätte ich an seiner Stelle aber auch nicht. »Wenn Sie das meinen, Sir.«

»Ja, Sergeant.«

»Können wir Ihnen sonst irgendwie behilflich sein?« erkundigte er sich.

»Nein, danke.«

»Die Untersuchungen, Sir, werden von unserer Spezialabteilung geleitet«, erklärte er mir, »denn ich bin mir nicht sicher, ob dieser Unfall wirklich ein solcher war.« Er schaute mich dabei an, als hätte ich eine Erklärung parat, doch ich konnte ihm nur soviel sagen, wie er vielleicht von den Männern gehört hatte.

Ich wollte die Leute weghaben, um in Ruhe den Pier untersuchen zu können.

Deshalb sagte ich: »Für Sie und Ihre Leute gibt es nichts mehr zu tun. Sie können dann gehen, Sergeant.«

»Jawohl, Sir.«

»Auch von den Männern möchte ich in der nächsten Viertelstunde keinen mehr hier sehen.«

Der Sergeant nickte. Solche Entscheidungen verstand er wirklich nicht. Aber ich hatte meine Gründe. Wenn tatsächlich noch ein Ghoul irgendwo auftauchte, wollte ich niemand in Gefahr bringen.

Bevor ich die Sargtrümmer näher in Augenschein nahm, sprach ich noch mit dem Stauer Callahan. Von ihm erfuhr ich, wo die erste Ladung Särge lagerte.

Ich wartete endgültig ab, bis die Leute verschwunden waren und machte mich dann an die Untersuchung der Sargtrümmer. Jede Latte hob ich einzeln hoch. Dabei stellte ich fest, dass drei Sargdeckel heil geblieben waren.

Von den Ghouls sah ich nichts mehr.

Da gab es zwei Möglichkeiten. Entweder war nur ein Ghoul vorhanden gewesen, oder es war den anderen gelungen, sich klammheimlich aus dem Staub zu machen.

Die zweite Alternative erschien mir als die wahrscheinlichere. Sie war allerdings auch die gefährlichere. Wenn sich die Ghouls hier im Hafen herumtrieben, bedeutete das für die Arbeiter eine Gefahr. Sie brachten es fertig und töteten einen Menschen, nur um ihren widerlichen Hunger zu stillen können.

Keine besonderen Aussichten.

Auf dem Pier kannte ich mich nicht aus. Obwohl mir der Weg zur Lagerhalle beschrieben worden war, tat ich mich schwer, das Gebäude zu finden.

Ich musste um einige Lagerschuppen herumlaufen, stolperte über Gleise und war heilfroh, als ich das Lagerhaus entdeckte. Dass es das richtige war, erkannte ich an der Beschriftung über der großen zweiflügeligen Tür.

Der Name Costello war an die Backsteinmauer gepinselt worden. Die weiße Schrift hob sich gut von dem Rot der Steine ab.

Es stellte sich nur die Frage, wie ich dort hineinkommen sollte. Die Tür war nämlich verschlossen.

Normalerweise ist es einem Polizeibeamten nicht erlaubt, in die Häuser oder Besitztümer anderer Menschen einzudringen, doch ich machte eine Ausnahme, die ich auch vertreten konnte. Ich vermutete innerhalb dieses Lagerhauses eine Gefahr, deshalb konnte ich es riskieren, die Tür zu öffnen.

Ein kleines Besteck trug ich immer bei mir. Zwar gelang es mir damit nicht, komplizierte Schlösser zu öffnen, für einfache reichte es. Dieses Schloss war einfach.

Ich wollte nicht unbedingt gesehen werden, schaute mich um und war zufrieden, dass sich niemand in der Nähe befand. Etwa eine Minute werkelte ich an dem Schloss herum.

Dann war es offen.

Ich atmete auf, schlüpfte durch den Türspalt und huschte in die große Lagerhalle.

Es war nicht stockdunkel. Durch Oberlichter an der Decke fiel mattes Tageslicht.

Und es war nicht still.

Direkt nach meinem Eintritt vernahm ich die schmatzenden, schlürfenden Geräusche, wie ich sie auch schon auf alten Friedhöfen vernommen hatte. Die Ghouls waren da!

***

Matt Kongar wusste genau, dass er sich in seiner Wut zu Fehlern hatte hinreißen lassen. Aber das war nicht zu ändern. Beim Anblick des Bullen hatte er rot gesehen.

Er hasste Polizisten, denn ihnen verdankte er drei miese Jahre in seinem Leben, die er hinter dicken Gittern verbracht hatte.

Matt Kongar, der Mann, der angeblich vor nichts Angst hatte, fürchtete sich dennoch.

Vor Costello.

Er kannte diesen Kerl, den Mafioso, für den Kongar arbeitet. Logan Costello verzieh Fehler niemals. Da war er unerbittlich, und Kongar hatte einen Fehler begangen.

Deshalb musste er sich verstecken.

Er war froh gewesen, dass ihm niemand folgte, denn der blonde Polizist von Scotland Yard war ein eiskalter Hund, das hatte Kongar sofort geahnt. Mit dem war nicht gut Kirschen essen, deshalb musste er zusehen, daß er aus der Reichweite dieses Sinclair kam.

Zum Glück kannte sich Matt Kongar auf dem Gelände aus. Er wusste genau, wo er sich verstecken konnte und wer ihm auch Unterschlupf gewährte. Seine Lippe blutete noch immer. Es würde eine Zeit dauern, bis die Wunde verheilt war. Allein deshalb wünschte er diesen

verfluchten Bullen alles Schlechte.

Als er sah, daß ihm niemand folgte, ging er langsamer und ließ seinen Atem zur Ruhe kommen. Von den belebten Piers hielt er sich fern. Er wollte keinen unnötigen Fragern in den Weg laufen, denn die Ereignisse hatten sich bestimmt herumgesprochen, und er war hier bekannt.

Ein großer Drahtzaun versperrte seinen weiteren Weg. Hinter dem Zaun lagerte Holz. Die einzelnen Latten und Bohlen waren aufeinander gestapelt und standen als große Vierecke herum.

Der Vorarbeiter lief parallel zum Zaun entlang. Der Weg war nicht besonders.

Schlaglöcher säumten ihn wie kleine Krater. In den tieferen stand noch das Wasser, dessen Oberfläche durch einen Ölfilm bunt schimmerte.

Die rote Telefonzelle leuchtete schon von weitem. Sie war sein Ziel.

Er konnte durch die Scheiben schauen, die Zelle war leer. Hastig zog Kongor die Tür auf und wühlte in seiner rechten Hosentasche, nach Kleingeld.

Mit dem Rücken lehnte er sich gegen die Scheibe. Vor diesem verdammten Anruf fürchtete er sich. Mit Logan Costello war wirklich nicht zu spaßen.

Der würde toben!

Die Hände des bärenstarken Vorarbeiters zitterten, als er die Geldstücke in den Münzschlitz warf. Die Nummer, die er wählen musste, kannte er auswendig.

Ein paarmal läutete es durch. Das Geräusch war fast ebenso laut wie das Klopfen seines Herzen. Schweiß hatte sich auf seiner Stirn gesammelt, und Kongar erschrak, als eine raue Stimme sagte: »Bei Logan Costello.«

»Hier… hier Kongar«, meldete sich der Vorarbeiter. »Ich muss sofort mit dem Chef sprechen.«

»Was willst du?«

»Gib mir den Chef, verdammt, es ist wichtig!«

»Das kannst du mir auch sagen.«

»Nein!« Kongar schrie das Wort in den Hörer. Er wusste, dass es nicht einfach war, den großen Boss an die Strippe zu kriegen, und für ihn grenzte es schon an ein Wunder, als sich Costello meldete.

»Was gibt es denn?«

Kongar holte tief Luft. »Da ist etwas schief gelaufen«, meldete er vorsichtig.

»Rede!«

Kongar berichtete. Als er davon erzählte, dass die Ladung baden gegangen war, heulte Costello vor Wut fast auf. »Das darf doch nicht wahr sein!« schrie er.

»Doch, Sir.«
»Wie konnte das passieren?«
»Ich habe keine Erklärung. Ein verdammter Zufall, mehr nicht.«
»Und jetzt?«
»Ich weiß nicht, Sir.«
Costello schnaufte. »Bist du wahnsinnig? Weißt du, was davon abhängt, dass die Ladung an die richtige Adresse gelangt? Alles hängt davon ab. Und nicht nur dein Leben, Kongar, sondern auch meine Existenz.«
Der Vorarbeiter schwieg.
»Und was war mit dem Bullen?«
»Er spielte sich auf. Da hatte ich einen Streit mit ihm.«
»Wie kann man nur so idiotisch sein! Wie hieß der Kerl?«
»Sinclair!«
»Was?« brüllte Costello. »John Sinclair? Schnüffelt der da auch wieder rum? Bist du des Wahnsinns. Das ist einer der Superbullen. Der hängt dich am kleinen Finger auf, Kongar. Meine Güte, was bist du nur für ein Idiot…«
»Sir, ich…«
»Halte jetzt keine Volksreden, sonder höre genau zu. Was ist mit der ersten Ladung?«
Der Vorarbeiter wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Die steht bereit.«
»Im Lagerhaus?«
»Ja, in Ihrem. Da sollten die anderen Särge ja auch hin. Alles war gut vorbereitet.«
»Weiß dieser Sinclair davon?«
Da rutschte Kongar zum erstenmal eine Lüge über die Lippen, denn er verneinte.
Der Vorarbeiter konnte sich sehr gut vorstellen, dass Ladween dem Polizisten etwas erzählt hatte, aber das zuzugeben, hätte unter Umständen Kongars Todesurteil bedeutet. Aus diesem Grunde verneinte er.
»Wenigstens etwas«, sagte Costello, der die Lüge geschluckt hatte und aufatmete.
»Was soll ich tun?«
»Die erste Ladung wird heute noch abgeholt. Du begibst dich in das Lagerhaus und wartest dort auf meine Männer. Ich sage ihnen Bescheid, dass sie dich dort finden können. Wenn die Leute kommen, werden die Särge aufgeladen, und ab geht die Post. Ist das alles in deinen Schädel reingegangen?«
»Ja.«
»Okay, Kongar. Ich bin ein großzügiger Mensch. Einen Fehler hast du gemacht, und den verzeihe ich dir. Einen zweiten nicht mehr. Kommt

so etwas noch einmal vor, kriegst du das Bad in der Themse. Und zwar mit Betonschuhen.«

»Verstanden, Chef.«

Costello legte auf. Auch Kongar hängte den Hörer ein. Erst jetzt merkte er, wie sehr er schwitzte. Am gesamten Körper klebte der Schweiß. Seine Knie zitterten ebenso wie die Hände. Dieser Anruf, war für ihn wie ein Gang nach Canossa gewesen, aber er hatte ihn überstanden.

Zum Glück…

Kongar fiel fast aus der Zelle. Als er draußen stand, steckte er sich ein Zigarillo zwischen die Lippen und saugte den Rauch tief ein. Einen Gin hätte er auch gebrauchen können, doch die Flasche war nicht zur Hand.

Nun hatte Kongar sich vorgenommen, alles genau so zu machen, wie ihm der große Boss es gesagt hatte. Sollte ihm dabei jemand in die Quere kommen, würde er ihn ermorden, denn vor dem Mafioso hatte er noch mehr Angst als vor der Polizei. Das sollte schon was heißen.

***

Ich ging zwei Schritte zur Seite und presste mich dicht neben der Tür an die Wand.

Auf diesem Fleck blieb ich erst einmal stehen, denn ich wollte auf keinen Fall in das offene Messer rennen. Ich hatte die Ghouls zwar gehört, aber ich sah sie nicht in diesem verdammten Halbdämmer. Sie konnten sich überall versteckt halten, und deshalb musste ich so vorsichtig sein.

Die Halle war länger als breit. Sechs Oberlichter zählte ich, sah auf der linken Seite die hier lagernde Ladung stehen und wie die großen Paletten an der Wand hochwuchsen.

Gegenüber jedoch entdeckte ich etwas anderes.

Särge!

Schon einmal hatte ich mich in einem Sarglager aufgehalten und war angegriffen worden. Das allerdings lag jetzt bereits über ein Jahr zurück.[2] Und hier erlebte ich einen ähnlichen Fall.

Ich lauschte auf die Geräusche.

Das Schmatzen kam von rechts, wo auch die Särge standen, und es hörte sich seltsam leise an. Etwas dumpf.

Ich ließ mir einige Sekunden Zeit und hatte des Rätsels Lösung. Die Ghouls liefen nicht frei herum, sondern steckten in den Särgen. Deshalb war ihr widerliches Schmatzen nicht so deutlich zu vernehmen.

Ein Vorteil für mich, denn wenn die Ghouls in den Totenkisten lagen, konnten sie mir im Augenblick nicht gefährlich werden. Es sei denn, sie hievten die Sargdeckel hoch und sprangen aus ihrer makabren

Schlafstätte, doch das hätte ich gehört.

Meine Bleistiftlampe brauchte ich nicht hervorzuholen, ich schaffte den Weg zu den Särgen auch ohne zusätzliche Beleuchtung. Was mir bevorstand, war klar.

Ich musste sämtliche Särge öffnen und die Ghouls mit gezielten Schüssen erledigen.

Eine Aufgabe, die ich keinem wünschte. Dabei fragte ich mich, ob diese Ghouls wirklich für Logan Costello bestimmt waren. Wenn ja, was wollte er damit?

Costello war ein Gangster, kein Dämon. Und umgab sich ein Verbrecher mit Ghouls?

Kaum.

Da steckte etwas anders dahinter. Und ich würde es herausbekommen. Meinen Plan hatte ich längst gefasst. Sollte es mir gelingen, die Ghouls auszuschalten, wollte ich so lange in dieser Halle warten, bis jemand kam, um die Särge abzuholen.

Der würde sich wundern…

Ich blieb vor den Särgen stehen. Es war eine lange Reihe. Man hatte sie nicht übereinander gestapelt, sie standen an der Wand. Einer neben dem anderen.

Und jeder Sarg war verschlossen. Das merkte ich, als ich an der Reihe entlangschritt.

Wo lagen jetzt die Ghouls?

Als hätten sie gerochen, dass ich in der Nähe war, so verhielten sie sich plötzlich ruhig. Kein Ton drang mehr an meine Ohren. Nicht das leiseste Schmatzen oder Schlürfen war zu vernehmen.

Die Leichenräuber wollten es mir schwermachen. Aber dagegen hatte ich etwas. Ich schritt wieder zurück, bis ich den ersten Sarg in der langen Reihe erreichte und ging neben ihm in die Knie. Um besser sehen zu können, holte ich die kleine Lampe hervor und leuchtete die Schlösser an.

Sie waren relativ einfach zu öffnen, denn es waren normale Schnappschlösser. Man brauchte die obere Seite nur einfach hochzuklappen. Das machte ich viermal.

Jetzt konnte ich den Deckel abheben.

Mit der linken Hand übernahm ich dies, in der rechten hielt ich die Beretta schussbereit.

Ein wenig mulmig war mir schon zumute, denn auch Ghouls sind gefährlich, da soll sich mal keiner täuschen.

Der Deckel war verdammt schwer. Es kostete mich Mühe, ihn hoch zu hieven, und ich kam auch nur einen Spalt weit. Dann fiel er wieder zurück.

Es gab keinen anderen Weg. Ich musste beide Hände zu Hilfe nehmen und dabei die Pistole wegstecken.

Alle zehn Finger hievten den Deckel hoch.
Es klappte. Er fiel auf den daneben stehenden Sarg, es schepperte, und sofort zog ich wieder die Beretta.
Der Sarg war leer!
Pech gehabt.
Die Totenkiste war auch nicht von innen verkleidet. Kein Kissen, auf dem man liegen konnte, nur das harte Holz. Ich nahm den Deckel, legte ihn lose wieder auf das Unterteil und machte mich daran, den zweiten Sarg zu öffnen.
Ebenso vorsichtig wie beim ersten ging ich hier zu Werke. Erst die Schlösser an der einen, dann die an der anderen Seite. Jetzt konnte ich den Deckel heben.
Das schaffte ich auch.
Im gleichen Augenblick fuhr ich zurück. Dieser Sarg war von einem Ghoul besetzt.
Ich war überrascht, wie schnell dieser Dämon aus der Totenkiste war. Seine schleimige Körpermasse quoll hoch, über den Rand hinweg und streckte sich, um mich zu packen.
Beim Zurückweichen hatte ich Pech und stolperte über den ersten Sarg. So stark, dass ich das Gleichgewicht verlor und mit dem Rücken zuerst auf dem Boden landete.
Der Ghoul wühlte sich zu einer vollen Körpergröße aus der Totenkiste. Er hatte mich gesehen und wollte angreifen.
Ich rollte mich über die Schulter ab und kam wieder auf die Füße. Überrascht riß ich die Augen auf.
Der Ghoul war so groß wie ich, hatte Ähnlichkeit mit einem Menschen und ein gewaltiges Maul, das er jetzt aufriss und eine Reihe spitzer Zähne präsentierte, die wie angefeilt wirkten.
Der war gefährlich.
Ich schoss.
Das Silbergeschoß hieb in den qualligen Leib und blieb irgendwo stecken, bevor es seine weißmagische Kraft entfaltete.
Der Ghoul sackte zusammen, als wäre er ein Luftballon, dem man die Luft herausgelassen hatte. Er wurde immer kleiner, schrumpfte und löste sich zu einer stinkenden Lache auf, die sich langsam auf dem Boden ausbreitete.
Sie roch so widerlich, dass ich mir am liebsten die Nase zugehalten hätte, doch an mich selbst konnte ich jetzt nicht denken, es gab noch mehr Särge zu kontrollieren.
Wenn in jedem zweiten Sarg wirklich ein Ghoul steckte, sah ich bescheiden aus. So viele Kugeln hatte ich überhaupt nicht bei mir. Irgendwie musste ich mir da was einfallen lassen.
Ja, das Kreuz. Damit konnte ich die Ghouls auch erledigen. Eine Berührung reichte, dann waren die widerlichen Geschöpfe erledigt.

Ich öffnete den dritten Sarg und fand ihn leer. Beim vierten und fünften erging es mir ebenso.

Das Verhältnis stimmte nicht mehr, das machte mich eigentlich froh. Dann war der sechste Sarg an der Reihe.

Ich hatte inzwischen schon so etwas wie Routine im öffnen der Sargdeckel. Es klappte vorzüglich. Schnell bekam ich die beiden Schlösser auf, nahm mir die andere Seite vor und hob den Deckel ab.

Der glitschige Arm schnellte mir entgegen. Ich kam nicht rasch genug weg, so dass die Klaue auf meine Schulter landete und sich sofort darin festkrallte.

O, dieser Ghoul hatte Kraft. Ich gab einen Moment nicht acht, er hing sich buchstäblich an mich und zog mich auf den Sarg zu, wobei es den Anschein hatte, als wollte er mich in die Totenkiste hineinziehen.

Ich hielt in der rechten Hand das Kreuz. Die Spitze legte ich auf den grünen Arm.

Das Kruzifix strahlte für eine Sekunde lang an der Auftreffstelle, wobei ein Zischen ertönte, und im nächsten Moment lockerte sich der Griff.

Der Arm fiel nach unten.

Er war in der Mitte durchgetrennt, klatschte zu Boden, blieb dort liegen und verdorrte.

Ja, er trocknete richtig aus. Nicht alle Ghouls veränderten sich so, dass ihre flüssige Masse im Rinnstein landete.

Das war der zweite.

Welche Überraschungen erwarteten mich noch?

Sie kamen schneller, als ich glaubte. Ich hatte mich voll auf das öffnen der Totenkisten konzentriert und nicht darauf geachtet, was hinter mir oder um mich herum geschah. Ich war auch davon ausgegangen, allein in der Lagerhalle zu sein.

Als ich dann das fremde Geräusch in meinem Rücken hörte, war es zu spät.

Im nächsten Augenblick umschlang etwas Kaltes, Hartes meinen Hals und würgte mir die Luft ab.

Ich schielte nach unten und erkannte entsetzt, dass es der Stauerhaken war, der sich da um meinen Hals gekrallt hatte…

***

Ich stand ganz still. Jetzt nur nicht falsch bewegen, dann war ich ein toter Mann.

Der Atem des anderen streifte an meinem Ohr entlang. Ohne ihn gesehen zu haben, wusste ich, wer der Kerl war.

Der Vorarbeiter Matt Kongar!

Und er hielt mich mit seiner mörderischen Waffe umklammert. Jeder Stauer beherrschte dieses Instrument perfekt, auch Kongar würde da

keine Ausnahme machen. Im Gegenteil, er war wahrscheinlich noch eiskalter und brutaler.

Ich rührte mich nicht. Selbst das Atmen schränkte ich auf ein Minimum ein, dem anderen wollte ich keine Gelegenheit geben, zuzupacken und mir den Hals aufzureißen.

Er lachte.

Widerlich und ekelhaft hörte es sich an. Dieser Kongar war ein Killer, das merkte ich in diesem Augenblick.

»Jetzt, Bulle, bist du in meiner Hand. Nun wirst du tun, was ich verlange!« keuchte er.

Ich enthielt mich jeder Äußerung.

Er zog fester. Dabei wühlte sich der Haken tiefer in meinen Hals, ich spürte das Ziehen, als würde die Haut reißen. Ich bekam noch weniger Luft und musste zurück.

Zwei, drei torkelnde Schritte. In den Knien knickte ich ein. Weg von den Särgen. Er zog mich dorthin, wo die Paletten standen, dazu musste ich quer durch den Raum.

Seitlich des Halses spürte ich das spitze Ende des Stauerhakens. Dort hatte er auch die Haut aufgerissen. Blut quoll aus der Wunde. Das konnte ich genau feststellen.

»Du Hund!« geiferte der Kerl. »Du verdammter Hund hast gedacht, mich überlisten zu können, aber dazu musst du früher aufstehen. Kongar ist allen überlegen. Mich packt keiner. Hörst du? Hast du verstanden, du Mistkerl?«

»Ja, verdammt«, krächzte ich.

Ich blieb stehen und roch das Holz der großen Paletten. Zwischen den aufgestellten Waren gab es enge Gänge. In einen dieser Gänge konnte man einen Mann relativ leicht hineindrücken und dann töten.

Diese Möglichkeit fiel mir siedendheiß ein. Wahrscheinlich dachte auch mein Gegner daran.

Er zog an seinem Stauerhaken und dirigierte mich gleichzeitig damit nach links.

Ich wusste Bescheid.

»Rein mit dir!« zischte der Kerl.

Der Gang zwischen der abgestellten Palette und den bis zur Decke reichenden Warenkisten war sehr schmal. Ich kam kaum hindurch. Auf jeden Fall streiften meine Schultern rechts und links die Wände. Der verdammte Haken blieb nach wie vor um meinen Hals geklammert. Und Kongar hielt sich in meinem Rücken auf, ich konnte ihn nicht sehen, wusste nicht, ob er triumphierte, welch ein Gesicht er machte. Aber er würde sich freuen, da war ich mir sicher. Dieser Mann konnte endlich einen Polizisten töten.

Leere Särge um meine Leiche verschwinden zu lassen, gab es ja genug. Sicher kannte Kongar auch die richtigen Hintermänner, die so

etwas schafften.

»Stehen bleiben!« zischte er.

Da sein Arm nicht sehr lang war, befand er sich dicht hinter mir. Ich spürte wieder seinen Atem. Immer dann strich ein Schauer über meinen Rücken.

Für mich war dieser Kerl widerlich.

Ich stoppte nicht abrupt, denn durch solch eine Bewegung hätte der Haken leicht in meinen Hals dringen können.

Sekundenlang geschah nichts. Ich schaute nach vorn. Dieser schmale Gang endete vor einer Wand. Wenn ich nach oben schielte, konnte ich die Decke kaum sehen, weil die Wände der aufgestapelten Waren zu hoch waren.

Welche Chancen hatte ich?

Kaum eine. Dieser Matt Kongar hielt sämtliche Trümpfe in seiner Hand. Das war schlimm. Zudem konnte ich mich nicht bewegen, ich war eingeklemmt und wandte meinem Gegner den Rücken zu.

Die perfekte Falle.

Nach einer Weile begann er zu reden. »Bulle, ich habe dich. Daran gibt es nichts zu rütteln. Außerdem haben wir noch eine Rechnung offen. Normalerweise lege ich nicht gern einen um, aber ich habe mit gewissen Leuten gesprochen, und die gaben mir zu verstehen, dass sie dich gern tot sähen. Klasse, nicht?«

»Wer waren die Leute?« fragte ich leise.

»Oh, gute Freunde.«

»Logan Costello?«

»Kann sein.«

Ich atmete etwas tiefer ein. Auf meiner Haut saß der Angstschweiß. Ja, ich hätte Angst. Costellos Brutalität war mir hinreichend bekannt. Wenn er einen Mordbefehl gab, dann führten ihn seine Männer auch aus. Sie parierten.

Matt Kongar gehörte zu Costellos Bande. Er hielt wahrscheinlich hier im Hafen den Kontakt zur Basis.

In solchen Situationen kann Zeitgewinn oft lebenswichtig sein. Deshalb fragte ich:

»Hast du schon einmal einen Menschen umgebracht, Kongar?«

»Bisher noch nicht.«

»Dann weißt du auch, was dir blüht. Fast jeder Mord wird aufgeklärt. Besonders der an einem Polizisten. Ich kenne keinen Polizistenkiller, der nicht gefangen worden ist.«

»Dann werde ich der erste sein.«

»Das haben die anderen auch gesagt.«

»Du kannst mir keine Angst machen, Bulle. Ich habe einen Job, und den führe ich aus. Das sollst du dir merken. Du hast nur Schiss. Warum gibst du es nicht zu?«

»Ich streite es nicht ab. Aber ich möchte dir auch in deinem Interesse vorschlagen, mit uns zusammenzuarbeiten. Es ist wirklich besser für dich.«

»Oh, wie großzügig.«

Von seinen spöttischen Worten ließ ich mich nicht beirren. »Es ist ein guter Vorschlag, Kongar. Wenn du als Kronzeuge gegen Costello auftrittst, hast du alle Chancen, straffrei aus dem Fall herauszugehen. Ich persönlich würde mich für dich einsetzen. Ist das ein Wort?«

»Klar, aber nicht für mich.«

Dieser Mann war einfach nicht zu belehren. Er kannte nur seinen Auftrag und seinen Hass. Was sollte man da machen?

»Hast du noch einen Wunsch, Bulle?«

»Ja, eine Frage.«

»Okay, ich gestatte sie dir.«

»Was geschieht mit den Särgen? Für wen sind die Ghouls bestimmt?«

»Welche Ghouls?«

»Hast du mich nicht beobachtet? Ich meine die Kreaturen, die in den Särgen gelegen haben?«

»Die Totenkisten werden abgeholt.«

»Und wohin geschafft?«

»Keine Ahnung.«

»Wer holt die denn ab?«

Kongar lachte kalt. »Ich weiß gar nicht, dass dich das noch alles interessiert. Du kannst mit deinem Wissen sowieso nichts anfangen, Bulle.«

Da hatte er sogar recht. Falls es mir nicht gelang, einen Ausweg zu finden.

Fieberhaft überlegte ich. Diese Krümmung saß einfach zu hart um meinen Hals.

Nach vorn konnte ich mich nicht bewegen, dann hätte ich mir selbst den Hals aufgerissen. Nach hinten würde er mich ziehen, wenn er mich tötete.

Wann geschah das?

In der nächsten Minute, in den nächsten Sekunden?

Ich durfte nicht länger warten, sondern musste selbst sehen, dass ich einigermaßen heil aus dieser lebensgefährlichen Situation herauskam. Vielleicht konnte ich ihn überraschen.

Einen winzigen Vorteil besaß ich. Kongar stand sehr nahe, so dass ich ihn unter Umständen packen konnte.

Jetzt machte sich bezahlt, dass ich bereits in zahlreichen lebensbedrohenden Situationen gesteckt und trotzdem nicht die Nerven verloren hatte. Ich stand sozusagen im Training, und ich zögerte auch keine Sekunde länger.

Ohne erkennbare Reaktion warf ich mich nach hinten, wobei, ich

beide Arme über meine Schultern schleuderte und das rechte Handgelenk des völlig überraschten Kongar zu fassen bekam. Mein Griff war wie eine Klammer.

Ich wuchtete meinen Körper zurück, während ich gleichzeitig Kongars rechten Arm nach vorn zog. Ich spürte einen brennenden Schmerz am Hals, die Spitze riss eine noch etwas tiefere Wunde, und dann prallten wir beide in dem engen Gang zu Boden.

Das ging nicht schnell, sondern intervallartig, weil wir von den eng stehenden Kisten und Palettenstapel aufgehalten wurde. Ich hielt eisern Kongars Handgelenk fest. Der Vorarbeiter befand sich in einer schlechteren Position, denn ich lag auf ihm, was Kongar überhaupt nicht behagte, denn ich hörte sein wildes Fluchen und Keuchen.

Verständlich, denn er hatte sich schon als großen Sieger und mich als Leiche gesehen.

Lachen konnte ich zwar nicht, wenn man ein Sprichwort abwandelte, aber ich befand mich in einer guten Ausgangslage.

Und ich nahm die zweite Hand zur Hilfe, die ich ebenfalls um das Gelenk klammerte.

Dann wuchtete ich es zur Seite.

Hart knallte es gegen die Kistenwand. Ich hörte den dumpfen Aufprall und auch den erstickten Schrei des Vorarbeiters, doch den eisernen Haken, den ließ er nicht los. Er klammerte sich daran fest, als wäre es der berühmte lebensrettende Strohhalm.

Wieder hieb ich zu.

Kongar schrie wütend.

»Lass los!« keuchte ich.

Ein dritter Versuch.

Kongar regte sich. Es gelang ihm, die Beine anzuziehen. Er wollte mir die Knie ins Kreuz stoßen, doch ich hieb mit der Hacke gegen sein Schienbein.

Es war kein fairer Kampf, das wusste ich selbst, aber hier ging es ums Überleben, und da setzt man eben harte Mittel ein. Es gelang mir, Kongars rechte Hand zu drehen. Bevor er sich einstellen konnte, hämmerte ich in einem vierten Anlauf seine Hand gegen die Kistenwand.

Und diesmal klappte es.

Der Haken blieb darin stecken.

»Verdammter Bulle!« schrie Kongar. Er wollte den Haken aus dem Holz ziehen, doch dagegen hatte ich etwas.

Ich schlug ihm aufs Gelenk, das von meinem Griff bereits dick und rot war.

Kongar ließ los. Er heulte dabei in wilder Wut und begann zu strampeln.

Jetzt standen die Chancen wieder gleich!

Ich stemmte mich vor. Das war wieder schwierig in diesem engen Gang, und ich gab nicht acht, so dass Kongar mir einen Tritt in den Rücken geben konnte.

Der tat weh.

Ich verzog das Gesicht und sah wirklich für einen langen Augenblick rot. Um jedoch nicht durchzudrehen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten, warf ich mich nach vorn, so dass ich aus der Reichweite des Vorarbeiters kam.

Erst jetzt drehte ich mich um.

Den Haken jedoch, dieses gefährliche Instrument, hatte ich aus dem Holz gerissen und hielt ihn in der Hand.

Dann spürte ich das Blut. Es rann aus der Wunde am linken Hals. Als ich mit den Fingern darüber fuhr und mir die Kuppen besah, waren sie rot und nass.

Kongar hatte noch Mühe, sich auf die Beine zu quälen. Ganz natürlich, denn er war breiter in den Schultern als ich, und für mich war dieser Gang schon verdammt schmal.

Obwohl Kongar von mir einiges mitbekommen hatte, dachte er nicht daran aufzugeben.

Er wollte den Kampf und meine Vernichtung.

»Bleib stehen«, sagte ich, als er Anstalten machte, den Gang zu verlassen.

Der Vorarbeiter hörte nicht. Er wühlte sich weiter hoch.

Ich machte mich schmal und schritt seitwärts auf den Vorarbeiter zu. Weit ausholen konnte ich nicht, aber er musste trotzdem meinen ersten Schlag schlucken, denn ausweichen konnte er nicht.

Kongar gurgelte auf.

Mit der Handkante setzte ich nach.

Der Vorarbeiter riss seinen Arm hoch und wehrte den Schlag ab. Dafür trat er nach mir, traf mein Knie, und ich biss die Zähne zusammen, um nicht aufzuschreien.

Der Vorarbeiter lachte wild. Es bereitete ihm Spaß, mir Schmerzen zuzufügen, aber da hatte er sich geschnitten. Mich bekam er nicht klein. Bevor Kongar noch verschwinden konnte, hatte ich ihn. Ich setzte einen Schlag an, den nur bestimmte Menschen lernen, weil er normalerweise zu gefährlich ist.

Kongar sah meine Hand kommen, er sah auch wohl die Konzentration in meinem Gesicht, denn ich durfte mich in der Wucht des Hiebes nicht verkalkulieren, sein Mund öffnete sich, er wollte schreien, da traf ich ihn.

Kongar schien zu erstarren. Für einen winzigen Augenblick glaubte ich, einen Steinmenschen vor mir zu haben, weil seine Gesichtszüge plötzlich einfroren, dann sackte er langsam in die Knie, alle Muskeln erschlafften, und durch eine komische Drehbewegung blieb er auf

halbem Wege zwischen den Kisten hängen.

Bewusstlos.

Ich atmete auf, weil es keinen Toten gegeben hatte, obwohl ich verflixt nahe daran gewesen war, zu sterben. Auch ich spürte die Reaktion. Der Stress der letzten Minuten forderte seinen Tribut. Meine Knie begannen zu zittern, sie wurden weich wie Pudding, ich musste einfach die Augen schließen und mich anlehnen. Die Helden im Kino stauben sich oft nur das Jackett ab und ziehen sich die Krawatte zurecht, nach solchen Kämpfen, aber ich war kein Super-Agent, sondern ein normaler Mensch, dem es in diesen Augenblicken verflucht dreckig ging.

Etwa zwei Minuten dauerte es, bis ich mich wieder erholt hatte. Dann beschäftigten sich meine Gedanken mit der Aufgabe, die mich in diese Lagerhalle geführt hatte.

Ich wollte die Särge kontrollieren. Nicht einmal die Hälfte hatte ich geschafft. Noch einmal so viele musste ich untersuchen. Mir blieb auch nichts erspart.

Aber warum ich allein?

Nicht weit entfernt stand eine Telefonzelle. Ich würde hingehen und Suko anrufen.

Er konnte mir behilflich sein. Bisher hatte ich Glück gehabt, das wollte ich nun nicht allzu sehr strapazieren.

Und wenn die Ghouls erledigt waren, konnten Suko und ich uns um Costello kümmern. Laut Kongars Aussage, wusste er bereits Bescheid, dass die Polizei ihm auf der Spur war.

Ich dachte noch weiter und ging davon aus, dass sich Costello mit einem ganz anderen verbündet hatte.

Mit Dr. Tod!

An ihn heranzukommen und ihn entscheidend zu schlagen, das war mein größter Wunsch.

Um den Vorarbeiter brauchte ich mich in der nächsten Zeit nicht zu kümmern, der würde erst einmal zwei Stunden »schlafen«. Damit er nicht sofort entdeckt wurde, zog ich ihn tiefer in den Gang hinein und lehnte ihn mit dem Rücken an die Wand.

Da konnte er erst einmal sitzen.

Ich quetschte mich wieder zurück, bis ich den schmalen Gang hinter mich gebracht hatte und vor den Särgen stand.

Es war still in der Halle. Nur der widerliche Geruch der sterbenden Ghouls lag noch in der Luft. Er würde auch so leicht nicht weichen, wenn kein Durchzug entstand.

Plötzlich blieb ich stehen. Da es sehr still war, hatte ich das Geräusch eines fahrenden Wagens genau vernommen. Und es wurde lauter. Kein Zweifel, der Wagen fuhr auf das Lagerhaus hinzu. Es war auch kein Pkw, sondern ein Lastwagen.

Das Fahrzeug bremste.

Genau vor der Lagerhalle, wie ich unschwer hören konnte. Dann schlugen Türen, ich vernahm gedämpfte Stimmen, und mir war klar, dass ich bald Besuch bekommen würde.

Damit konnte ich mir meine Pläne abschminken.

Jemand fuhrwerkte am Schloss herum.

Ich sah nur noch eine Chance. Ich musste mich verstecken. Und zwar dort, wo ich mit Kongar gekämpft hatte.

Wieder zurück in den Gang.

Ich war gerade dort verschwunden, als die Tür aufgedrückt wurde und die ersten Männer die Lagerhalle betraten…

***

Die Tür schwang so weit herum, dass sie mit der Klinke gegen die Wand prallte und wieder zurückgestoßen wurde.

»Verdammt, stinkt das hier«, sagte eine tiefe Stimme. »Das ist ja schon pervers.«

»Kannst dir ja die Nase zuhalten«, sagte ein anderer und lachte leise.

»Scheiß Job.« Das war eine dritte Stimme.

Ich bewegte mich behutsam vor, damit ich etwas erkennen konnte, musste aber achtgeben, dass mich die Kerle nicht entdeckten.

Vier zählte ich.

Was wollten die hier?

Ich erfuhr es in den nächsten Augenblicken, denn der erste Sprecher sagte:

»Verflucht, da sind ja Särge offen.«

Schweigen.

Die Ankömmlinge standen vor den Särgen und schauten nur. »Davon hat Costello nichts gesagt.«

Ah, es waren Costellos Leute. Sie waren wie Packer gekleidet, aber ich sah deutlich die Ausbuchtungen in Höhe ihrer Schultern.

»Nehmen wir die mit?«

Der erste Sprecher antwortete mit einem glatten »Nein« auf die Frage seines Kollegen.

»Aber Costello…«

»Wir werden das hinterher klären. Erst einmal laden wir die Kisten auf.«

»Ist ja gut.«

Ein anderer fragte plötzlich: »Und wo steckte unser Freund Matt Kongar?«

Darauf wusste auch keiner der Männer eine Antwort. Die vier konnten nur schauen.

Nichts sagen.

»Dieser Hund hat sich dünne gemacht«, zischte der erste Sprecher.

»Kann sein.«

Ich betete innerlich, dass die Typen nicht auf die Idee kamen, die Lagerhalle genau zu durchsuchen, denn gegen vier Gegner würde ich kaum ankommen.

»Wenn Kongar Mist gebaut hat, reißen wir ihm den Hals ab«, versprach jemand.

»Und wie.«

»Los, an die Arbeit. Ich will den Kram hinter mich gebracht haben«, sagte Sprecher Nummer eins. Er war ein großer Mann mit dichten, blonden Haaren, die ihm pelzig in den Nacken wuchsen.

Vier Männer teilten sich die Arbeit. Zu zweit packten sie immer einen Sarg und trugen ihn nach draußen. Ich hatte keine Chance, durch die Tür zu schauen, denn hätte ich mich weiter vorgewagt, wäre eine Entdeckung sicher gewesen.

So blieb ich in meinem Versteck.

Den Haken hatte ich weggelegt.

Kongar brauchte ihn nicht und ich auch nicht.

Die Männer arbeiteten zügig und schweigend. Sarg für Sarg schleppten sie aus der Lagerhalle und schafften ihn auf die Ladefläche ihres Wagens.

Die offenen Totenkisten ließen sie wirklich liegen. Vielleicht holten sie die Dinger später ab.

Ich stand wie auf glühenden Kohlen.

Wann endlich konnte ich mein Versteck verlassen? Ich hatte bereits meinen ursprünglichen Plan umgeworfen. Jetzt wollte und konnte ich Suko nicht mehr anrufen. Anderes war wichtiger. Ich musste herausfinden, wo die Kerle die Särge hinschafften.

Ein Manko war es, dass mein Bentley nicht in der Nähe parkte. Deshalb hoffte ich auf eine andere Möglichkeit.

Noch vier Särge.

»Die letzten, ein Glück«, sagte der Blondhaarige und fasste selbst noch einmal mit an.

Wenig später war die Halle von den Särgen befreit.

Die Männer atmeten auf, und in mir wuchs die Spannung. Wie würde es weitergehen?

Dann verließen die Packer die Halle. Ich war wieder mit dem bewusstlosen Kongar allein. Hoffentlich schlössen die Kerle nicht ab. Nein, sie drückten die Tür nur zu.

So rasch es ging, löste ich mich aus meinem Versteck. Ich drehte und wendete mich, atmete auf, weil ich nicht entdeckt worden war und huschte zur Tür.

Vorsichtig zog ich sie auf. Nur so weit, dass ich den Wagen sehen konnte.

Es war tatsächlich ein Lkw mit einer großen Ladefläche und einer

grauen Plane darüber.

Noch stand der Wagen, aber der Motor lief bereits. Wenn ich tatsächlich meinen Plan durchführen wollte, dann musste ich mich beeilen. Die Voraussetzungen dafür waren ziemlich günstig. Alle vier Männer fanden im Fahrerhaus Platz. Und soeben stiegen die beiden letzten auf der Beifahrerseite ein.

Wuchtig hieben sie die Tür ins Schloss.

Ich rannte. Es waren nur wenige Schritte, dann hatte ich den Wagen erreicht.

Jetzt ging es wirklich um Sekunden, denn bevor der Lkw startete, musste ich einen Teil der Plane gelöst haben, so dass ich mich auf die Fläche schwingen konnte.

Sie war ziemlich nachlässig festgezurrt worden. Hastig löste ich einen Knoten und zwang mich dabei, meine Finger ruhig zu halten. Ich brauchte ja nicht viel Platz, um auf den Lkw klettern zu können. Noch zwei Schlaufen - okay.

Da ruckte der Wagen an.

Ich hatte zum Glück damit gerechnet und mich rechtzeitig festgehalten, so dass ich zwar mitgeschleift wurde, dies jedoch nur bei der Anfahrtsgeschwindigkeit.

Ich hielt Schritt. Dabei rannte ich mit dem Wagen um die Wette, bis ich den richtigen Tritt fand und mich abstoßen konnte, um sofort hoch zu schwingen.

Dabei schlug ich noch mit der linken Hand die Plane zur Seite. Abstoßen, nachgreifen, es klappte.

Ich atmete auf.

Noch immer hing ich in einer bescheidenen Schräglage, aber ich schaffte es, mich mit dem Oberkörper über die Plane zu rollen. Ich fiel nicht bis auf die Fläche, weil mich die Särge daran hinderten. Sie standen einfach zu dicht nebeneinander.

Ich rollte auf die Totenkisten. Der Wagen hatte jetzt an Geschwindigkeit gewonnen.

Da ich die Plane nicht festgezurrt hatte, konnte der Wind sie hochheben. Sie knatterte und schlug gegen den Aufbau. Die Geräusche passten mir nicht. Ich sah zu, dass ich sie auch von innen fest bekam. Das klappte mit Geduld und etwas Geschick.

Großes Aufatmen.

Durch die Ritzen fiel genügend Licht auf die Ladefläche, so dass ich mich umschauen konnte. Es gab wirklich keinen Platz mehr für mich. Dafür standen die Särge zu sehr nebeneinander. Wenn ich mich zum Fahrerhaus hin bewegen wollte, musste ich über die Totenkisten klettern, was ich nur auf allen vieren bewerkstelligen konnte. Wenn ich daran dachte, dass in den Särgen noch Ghouls lagen, wurde mir ganz anders. Ich fragte mich, wo die Fahrt endete. Eigentlich war das

Ziel egal, für mich wurde es sowieso eine Reise ins Ungewisse…

***

Zur gleichen Zeit in der City von London.

Hier hatte ein Mann sein Büro, der in Fachkreisen einen großen Namen besaß.

Cyril Ransome!

Anwalt, Notar, Gutachter. Er lebte wie die Made im Speck. Sein Büro hatte ihn zum Millionär gemacht, und seine zehn Angestellten verdienten auch nicht schlecht.

Eigentlich hätte Cyril Ransome ganz zufrieden sein können, wenn auf seinem Konto nicht zwei Dinge in den Miesen gestanden hätte.

Zum ersten fehlten ihm der lang ersehnte Adelstitel, und zum zweiten gab es da eine Jugendsünde, die nicht auf die weiße Weste des erfolgreichen Anwalts passte.

Und gerade die Jugendsünde machte ihm schwere Sorgen.

Es war eine Erpressersache, in die er sich eingemischt hatte. Im Klartext: Er hatte sich bestechen lassen. Und mit diesem Geld hatte er praktisch angefangen, hatte sich seine Praxis aufgebaut und sie zu einem renommierten Betrieb entwickelt.

Alles ging in seinem Leben glatt, es gab keine Schwierigkeiten, bis vor drei Tagen.

Noch genau erinnerte sich Ransome an den Anruf. Eine Männerstimme hatte nur ein Wort gesagt.

CASSANDRA

Das war damals der Deckname für die Aktion gewesen. Ransome war zwar zusammengezuckt, aber er hatte sich so gut in der Gewalt gehabt, dass er so tat, als wüsste er von nichts.

Der Anrufer legte auf.

Zwei Stunden später rief er abermals an. Diesmal kam er mit Fakten. Er bewies dem Anwalt, dass er damals tief in der Sache mit drin gehangen hatte und sprach auch von gewissen Unterlagen, die er in seinen Händen hielt.

»Was wollen Sie?« hatte der Anwalt gefragt.

Der andere lachte nur und legte auf.

Ransome war nervös geworden. Er blieb sogar zwei Stunden länger im Büro, doch der Anrufer rührte sich nicht.

Mitten in der Nacht, Ransome und seine Gattin lagen bereits in den Betten, klingelte in seiner Privatwohnung das Telefon. Wieder war der andere am Apparat.

»Sie wissen genau, Cyril, was Sie sich da geleistet haben?! Sie hätten den Industriellen anzeigen müssen, haben es aber nicht getan, sondern Geld kassiert. 500.000 Pfund, eine verdammt erkleckliche Summe. Damit haben Sie begonnen und sich eine Praxis aufgebaut. Mit Geld,

das Ihnen nicht zustand, habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Sie haben.«

»Fantastisch, großer Anwalt. Aber weiter im Text. Ich war damals noch zu jung, um alles zu durchschauen, aber ich bin inzwischen älter geworden und sehe nicht ein, dass nur die einen auf der Sonnenseite des Lebens stehen und die anderen nicht. Bisher alles klar?«

In Cyril Ransome stieg langsam die Wut hoch. Dieser Kerl sollte endlich die Summe sagen, denn ihm ging es nur darum. »Reden Sie endlich, und sagen Sir mir, wie viel Geld Sie wollen!«

»Langsam, langsam, Sie sind viel zu ungeduldig, lieber Freund. Ich komme noch zur Sache. 500.000 Pfund haben Sie damals ergaunert, Ransome. Eine wirklich haarige Summe, mit der sich schon gut leben lässt. Sie haben dies gezeigt. Zudem kennen Sie sich sehr gut in der Volkswirtschaft aus. Sie wissen um die Belange der Ökologie, und Sie wissen auch, dass die Kaufkraft des Pfundes in den letzten Jahren stark gefallen ist.«

Da wusste Ransome, dass die Summe wesentlich höher sein würde als 500.000.

Scharf sog er die Luft durch die Nase. »Wie viel?«

Da hatte der Anrufer aufgelegt.

Der Anwalt, der nur selten aus der Haut fuhr, hätte vor Wut am liebsten den Hörer gegen die Wand geschmettert, er beherrschte sich jedoch im letzten Augenblick.

Dafür trank er einen Whisky, der schon über 20 Jahre Lagerung auf dem Buckel hatte. Als er ins Schlafzimmer zurückkehrte, machte seine Frau Licht. Sie war wach geworden.

»Was ist denn los?« fragte sie.

»Nichts.«

»Natürlich, Cyrill. Das sehe ich dir doch an. Dieser Anruf vorhin hat Ärger bedeutet!«

Ransome ließ sich aufs Bett fallen. Er war zum zweitenmal verheiratet. Mit einer wesentlich jüngeren Frau, die zwar besorgt tat, es aber nicht war. Sie wollte nur sein Geld, und er wollte mit ihr repräsentieren. Aber Sorgen mit ihr teilen, nein, das ging nicht. Dafür war Joyce nicht der Typ. Wenn Betty, seine erste Frau, noch da gewesen wäre, dann ja, aber so lief nichts.

Ihre Hand kam, und die Kuppen der Finger strichen sein Gesicht. »Willst du mir wirklich nichts sagen, Darling?«

»Nein, verdammt!« Er schlug die Hand zur Seite.

Da wusste Joyce, dass sie ruhig zu sein hatte, denn wenn Ransome so reagierte, war er meistens sauer.

Der Anwalt löschte das Licht.

Schlafen konnte er nicht mehr. Dazu hatte ihn der Anruf innerlich zu sehr aufgewühlt. Wach lag er unter der dünnen Decke und starrte

gegen die Wand.

Joyce war schon eingeschlafen. Sie hatte abends wieder einige Cocktails getrunken und die nötige Bettschwere. Jetzt schlummerte sie selig. In der Nacht geschah nichts mehr, dafür am anderen Morgen. Der Anruf erreichte ihn im Büro.

»Na, gut geschlafen?« meldete sich der Erpresser.

»Kommen Sie zur Sache.«

Der Unbekannte lachte. »Gern. Wie ich schon in der Nacht sagte, hat die Inflation überall große Löcher gerissen. Auch bei mir. Als kleines Trostpflaster für mich sehe ich eine Million Pfund durchaus als eine angemessene Summe an.«

»Was wollen Sie?«

»Eine Million!«

Der Anwalt war geschockt. So hoch hätte er die Summe wirklich nicht angesehen.

Das war ein Hammer. Er konnte sie aufbringen, aber die machte ihn arm.

»Hören Sie noch, Ransome?«

»Ja.«

»Ich kann mir vorstellen, dass Ihnen die Summe einen kleinen Schock versetzt hat, aber das ist ganz natürlich. Und es ist Ihnen auch klar, dass Sie die Polizei aus dem Spiel lassen werden. Sollten Sie nicht gehorchen, gehen bestimmte Unterlagen, in denen all die Dinge schriftlich niedergelegt worden sind, an die Kammer.«

»Klar.«

»Fein. Kommen wir zur Abwicklung des Geschäfts. Dieses Geld kann man nicht so ohne weiteres auftreiben, das weiß ich selbst. Deshalb gebe ich Ihnen auch einen Tag Zeit. In 24 Stunden haben Sie das Geld. Wenn nicht…« Er machte eine kleine Pause. »Die Folgen tragen Sie allein.«

Der zweite Schock.

Nur 24 Stunden. »Das… das schaffe ich nie«, keuchte der Anwalt.

»Sie müssen.«

»Es geht aber nicht.«

»Hören Sie auf.« Die Stimme des Anrufers klang plötzlich scharf. »Für Sie ist doch sonst nichts unmöglich. Besorgen Sie das Geld, und damit fertig.«

Soweit die Anrufe.

Momentan hockte der Anwalt in seinem Büro und brütete vor sich hin. Er hatte beide Ellenbogen aufgestützt und das Kinn in die Handteller gelegt.

Eine Million!

Sicher, er konnte das Geld lockermachen, aber dann war er selbst ziemlich am Ende.

Und außerdem dachte er gar nicht daran, diesem habgierigen Erpresser die Summe in den Rachen zu werfen. Er wollte sich auch nicht kaputtmachen lassen, deshalb gab es für ihn nur eine einzige Alternative.

Ransome zog die Schublade auf und griff ganz hinten unter eine dünne Mappe.

Dort lag seine Waffe.

Eine alte Armee-Pistole, die er schon immer hatte abgeben wollen, es aber hinausgeschoben hatte.

Diese Waffe sollte ihm jetzt helfen. Sie war geladen und auch im Laufe der Zeit gepflegt worden. Und schießen konnte er auch damit. Das war einfach.

Er steckte die Waffe weg. Sie fand zwischen Rippen und Hosengürtel genügend Platz.

Seine Sekretärin meldete sich. Sie redete immer durch die Sprechanlage. »Die Post, Sir.«

»Bringen Sie sie herein.«

Wenige Sekunden später lagen die. Briefe auf dem Schreibtisch des Anwalts.

Fast alle besaßen einen Absender.

Bis auf einen blaugrauen Umschlag, der neutral gehalten war. Ransome ahnte, wer ihn geschrieben hatte. Seine Finger zitterten, als er den Umschlag öffnete.

Ein weißer Bogen fiel heraus. Der Absender hatte ihn zweimal gefaltet, und der Anwalt musste ihn erst auseinander ziehen.

Normalerweise unterziehen sich Erpresser der Mühe, ihre Forderungen aus Worten aufzukleben, die sie aus Zeitungen ausgeschnitten hatten. Das war hier nicht der Fall. Der Erpresser hatte selbst geschrieben, mit einem Kugelschreiber, wie unschwer festzustellen war.

Cyril Ransome las einmal und auch ein zweitesmal. Dann wusste er Bescheid. Ein Lächeln stahl sich auf seine Lippen. Dieser unbekannte Bursche machte es ihm leicht. Er bestellte ihn in den Sandhurst Forest, nördlich von London, wo es noch die alten Munitionsbunker gab. Dort sollte der Treffpunkt sein.

Punkt 16 Uhr.

Ransome nickte. Er hatte sich entschlossen, hinzufahren. Aber mit seiner Waffe.

Der Anwalt steckte den Zettel wieder ein. Er wollte ihn später wegwerfen.

Die andere Post ließ er ungeöffnet. Persönlich brachte er sie seiner Privatsekretärin ins Vorzimmer. »Sie können die Sachen dann an die Mitarbeiter weiterleiten, Brenda.«

Die Frau schaute ihren Chef erstaunt an. »Wirklich, Sir? Wollen Sie

nicht erst…«
»Wenn ich es Ihnen doch sage.«
»Verstanden, Sir.«
Brenda wunderte sich, in welch einem Tonfall Ransome sprach. So hatte sie ihn selten erlebt.
Der Anwalt war noch nicht fertig. »Ich werde heute nicht mehr zurückkommen«, sagte er. »Meine Termine kann Mr. Giddins übernehmen.«
»Geht in Ordnung, Sir.«
Cyril Ransome betrat noch einmal sein Büro, holte den schmalen Aktenkoffer, zog seinen Mantel über und verließ die Kanzlei. Er hoffte nur, dass er alles richtig gemacht hatte. Wenn nicht, war es auch nicht zu ändern.
Der Anwalt besaß einen großen Mercedes, der in der Tiefgarage parkte. Er ließ den Wagen aus dem Komplex rollen und fuhr nur ein paar Straßen weiter, wo seine Hausbank lag.
Dort war er mit einem der leitenden Direktoren verabredet. Man hatte ihm das Geld selbstverständlich zur Verfügung gestellt, wenn auch mit einem überraschenden Heben der Augenbrauen. Allerdings war der Direktor zu sehr Gentleman, um nach dem Zweck der Million zu fragen.
Auf dem Parkplatz der Bank fand Ransome noch eine freie Stelle. Dort stellte er den 280er ab, betrat das Gebäude durch den rückwärtigen Eingang und fuhr sofort mit dem Lift hoch in die Chefetage, wo er auch angemeldet war.
Die Sekretärin wusste Bescheid und hielt dem Anwalt die Tür zum Chefzimmer offen.
Nickend passierte Cyrus Ransome.
Der Direktor wusste Bescheid. Er ging seinem finanzkräftigen Klienten entgegen.
Beide reichten sich die Hände.
»Bitte, nehmen Sie Platz, Mr. Ransome«, sagte der Bankdirektor und deutete auf die Ledergruppe, die aus zwei Sesseln und einer schmalen Couch bestand.
»Danke.«
»Möchten Sie etwas trinken?«
Der Anwalt lehnte ab. Er überragte den Bankdirektor um einen Kopf. Obwohl die Männer fast gleichaltrig waren, besaß Ransome noch sein volles, wenn auch jetzt ergrautes Haar. Der Bankdirektor hatte eine spiegelblanke Glatze.
»Das Geld habe ich bereitgestellt und schon nach hier oben bringen lassen, Mr. Ransome.«
»Danke, das ist nett.«
»Wollen Sie es nachzählen?«

»Nein, nein. Ich vertraue Ihnen.«
»Danke, Sir.« Der Bankdirektor ging zu einem kleinen Tresor, stellte die Kombination ein, wobei er das Schloss mit dem Körper gegen den Besucher abdeckte und holte das Geld. Es befand sich ebenfalls in einer schmalen Ledertasche. Da die Scheine sehr groß waren, nahm die Summe nicht viel Platz in Anspruch.
Der Bankdirektor überreichte dem Anwalt die schmale Tasche, die er bequem in seinem Aktenkoffer verstauen konnte.
»Ich danke Ihnen«, sagte Ransome.
»Aber ich bitte Sie. Es ist Ihr Geld. Sie haben natürlich viel Zinsen verloren.«
»Da kann man nichts machen.« Ransome wandte sich bereits der Tür zu.
Er zögerte jedoch, bevor er die Schwelle überschritt.
»Ist noch etwas, Sir?« fragte der Bankier.
»Ja.« Ransome drehte sich um. Ein kaum merkliches Lächeln huschte über seine Lippen. »Sie können mir Glück wünschen.«
»Das mache ich, Sir, ganz bestimmt.«
»Danke.« Cyril Ransome ging. Den Aktenkoffer hielt er dabei so fest umklammert, als wollte er ihn nie wieder loslassen.

***

Haben Sie schon mal auf schwankenden Särgen gelegen? Für mich jedenfalls war es das erste Mal. Der Lastwagen hatte meines Erachtens so gut wie keine Federung.
Jedes Schlagloch spürte er, schaukelte von einer Seite zur anderen und wurde hochals auch niedergeworfen. Ein Spiel, das mir überhaupt nicht passte, wogegen ich aber nichts unternehmen konnte.
Eine Zeitlang hatte ich mich hingesetzt und mit beiden Händen abgestützt. Das ging einigermaßen gut, bis ich steif wurde und mich hinlegte. Viel bequemer war das auch nicht, bei dieser harten Unterlage. Weit vom Ausstieg entfernte ich mich sowieso nicht, so dass ich hin und wieder die Plane hoch hieven und einen Blick nach draußen werfen konnte.
Wir fuhren noch immer durch das Hafengebiet. Über eine im rechten Winkel zu den Piers laufende Straße. Wir befanden uns an der nördlichen Seite der Themse, und dann sah ich schon die breite Queen Victoria Street. Es ging also in die Londoner City hinein.
Ich verhielt mich ruhig. Erst am Zielort wollte ich den Kerlen eine Überraschung bereiten, obwohl mir lieber gewesen wäre, wenn ich Suko in meiner Nähe gewusst hätte.
So befanden sich nur Ghouls bei mir. Und die hatten sich bisher still verhalten.
Ich war immer darauf gefasst, dass irgendwann einmal ein

Sargdeckel hochgehoben wurde und einer der Ghouls erschien, doch da spielte sich nichts ab.
Sie blieben ruhig.
Es ist schon makaber auf einer Fuhre Särge zu hocken. Sie standen auch nicht ganz dicht nebeneinander. Bei jeder schärfer genommenen Kurve, prallten sie gegeneinander.
Wieder schaute ich.
Direkt hinter mir befand sich ein Bus. Der Fahrer bekam Stielaugen, als er mich plötzlich sah. Ich ließ die Plane wieder fallen und zog mich zurück.
20 Minuten vergingen.
Durch zahlreiche Ampelstopps, bei denen ich nachschauen konnte, wo wir uns befanden, war zu erkennen, dass wir von Süden nach Norden fuhren. Quer durch London. Inzwischen hatten wir auch einige Friedhöfe passiert, der Lastwagen hatte nicht gehalten.
Auf das Ziel war ich wirklich gespannt.
Nach einiger Zeit war ich es leid und suchte mir einen bequemeren Platz auf der Ladefläche. Schließlich setzte ich mich so hin, dass mein Rücken die linke Seitenplane berührte und ich im rechten Winkel zur Aussteigklappe hockte.
Dieser Platz war zwar auch nicht ideal, aber man konnte es aushalten.
Hin und wieder hob ich die Plane ein wenig an, um nach draußen zu schauen.
London kenne ich ganz gut. Es ist allerdings sehr schwer, aus einem fahrenden Wagen heraus und bei so wenig Sehfläche eine Standortbestimmung durchzuführen.
Ich sah ein Hinweisschild auf den Bahnhof Farringdon.
Da wusste ich Bescheid, dass wir noch immer in nördliche Richtung fuhren.
Vielleicht wollten die Kerle sogar die Millionenstadt verlassen. Möglich erschien mir alles.
Eventuell wurden die Särge auch nur umgeladen, von einem Lagerhaus ins andere.
Wenn das eintrat und der Fall damit stagnierte, musste ich mir etwas einfallen lassen.
Noch war es nicht soweit.
Der Geruch fiel mir auf.
Muffig, modrig, widerlich.
Es gab nur eine Erklärung. Die Ghouls kamen. Aber sie steckten doch in den Särgen.
Ich wurde aufmerksam, blieb vorerst noch sitzen und beobachtete die Särge genau.
Zwei Deckel fielen mir auf. Sie waren hochgeklappt worden. Zwar

befand sich dort nur ein schmaler Spalt, doch die Oberteile, waren verkantet und lagen schräg.

Ampelstopp.

Der Wagen stand still, und diese Chance nutzten die beiden Dämonen. Sie drückten weiter gegen die Deckel, so dass eine Öffnung entstand, die groß genug war, um sie nach draußen zu lassen.

Und sie kamen.

Schleimige Gebilde, die sich buchstäblich aus den Totenkisten drehten. Lange Arme streckten sich vor, klumpenartige Finger glitten über die Totenkisten, wo sie eine Schleimspur hinterließen. Der Gestank wurde wieder unerträglich.

Gleichzeitig fuhr der Wagen an.

Ich hatte einen Moment nicht aufgepasst, mich etwas vorgebeugt und wurde dann wieder zurückgeworfen, wobei ich mit dem Rücken gegen die Plane fiel.

So hockte ich wieder in der alten Stellung.

Ich hütete mich jedoch, die Beretta zu ziehen. Mit einem Schuss wollte ich die gefährlichen Dämonen nicht erledigen, es hätte zuviel Aufsehen gegeben.

Zum Glück hatte ich das Kreuz.

Die Ghouls waren verdammt schnell. Der erste hatte seine makabre Ruhestätte schon verlassen. Geschmeidig bewegte er sich über den Särgen auf mich zu, wobei er eine grüngelbe Schleimspur hinterließ.

Ich bewegte mich auch, gab die sitzende Stellung auf und erwartete meinen Gegner auf Hände und Knie gestützt.

Der zweite Ghoul befand sich ebenfalls in Bereitschaft. Er hockte hinter seinem Artgenossen und glich ihm fast aufs Haar. Nur in den Köpfen unterschieden sie sich.

Der erste hatte einen langen Flaschenschädel, der zweite einen dicken Vollmondkopf. Beide besaßen sie die breiten Mäuler mit den scharfen Zähnen.

Die Taktik der Ghouls war klar. Sie wollen mich erst töten, um so ihr Opfer zu bekommen.

Wenn ich daran dachte, rann mir ein Schauer über den Rücken. Es war wirklich kein erhebendes Gefühl, dies genau zu wissen.

Den ersten ließ ich so nahe wie möglich herankommen. Dann, als er sich aufrichtete und mir eine relativ große Zielfläche bot, schleuderte ich das Kreuz.

Es war ein wuchtiger Wurf, ein Hammer, und das Kreuz traf den Ghoul. Es bohrte sich in seinen qualligen, aufgeschwemmten Körper. Zu Dreiviertel blieb es darin stecken.

Ein unartikulierter Laut drang aus dem Maul des Ghouls. Er warf sich zurück und riss beide Arme hoch. Aus seinem Maul drang gelber dampfender Brodem, während er in den ersten Todeszuckungen lag

und ich so rasch wie möglich auf ihn zukroch, um an mein Kreuz zu gelangen.

Dabei konzentrierte ich mich zu sehr auf diese Kreatur und ließ die zweite außer acht.

So klein, quallig und schleimig die Ghouls auch oft waren, auf jeden Fall hatten sie Kraft. Dem zweiten war es gelungen, einen Sargdeckel hoch zu hieven. Weil ich mich zu sehr auf das Kreuz konzentrierte, achtete ich nicht so sehr auf ihn.

Er schleuderte den Deckel.

Ich sah es zwar rechtzeitig und wäre auch weggekommen, wenn ich mehr Platz gehabt hätte.

So aber konnte ich mich nur zur Seite werfen, und das reichte einfach nicht.

Der Sargdeckel, breit, sehr lang und schwer, traf mich trotzdem. Eine Ecke hieb gegen meine linke Schulter, wobei der Deckel gekippt wurde und auch noch gegen meinen Kopf prallte.

Der Schlag war zwar nicht so hart, dass er mich ins Reich der Träume geschickt hätte, ich wurde jedoch zurückgeworfen, und der verfluchte Sargdeckel kippte auf mich.

Natürlich war der ganze Vorgang nicht ohne Geräusche über die Bühne gelaufen.

Das Poltern hatte ich noch in den Ohren, und ich hoffte inständig, dass die vier Männer im Führerhaus von dem Kampf nichts mitbekommen hatten.

Der Ghoul setzte nach.

Jetzt schneller als zuvor.

Er kroch über die Särge, wand sich dabei wie ein Wurm, eine Qualle, und noch bevor ich den hinderlichen Sargdeckel richtig zur Seite wuchten konnte, hatte er ihn schon gepackt und weggezogen.

Jetzt lag ich vor ihm.

Er riss sein Maul auf.

Es waren zwei lange Zahnreihen, die er mit da präsentierte, sie wirkten wie gefährliche Stahlstifte. Wenn es dem Ghoul gelang, seine Zähne in meinen Hals oder sonst wohin zu schlagen, gab es für mich nur noch wenig Chancen.

Ich zog die Beine an, ließ sie wieder vorschnellen und wuchtete die Füße in seinen schwammigen Körper.

Die Schuhe blieben drin stecken. Weit beförderte ich den Ghoul nicht nach hinten.

Dafür bestand sein Oberkörper eben aus zu wenig fester Materie.

Seine Hände klatschten auf meinen Hals, wollte sich darum schlingen, doch mir gelang es, sie weg zu schlagen.

Es wurde ein verbissener lautloser Kampf, den wir beide führten. Keiner wollte nachgeben, jeder musste gewinnen. Dem Ghoul gelang

es, meinen Körper zu umschlingen, so dass ich nicht an meine Beretta konnte. Er befand sich jetzt dicht vor mir. Ich nahm den ekligen Leichengeruch wahr, den er ausströmte und der mein Gehirn mit Watte zu füllen schien. Kaum konnte ich atmen, hörte die schmatzenden, gurgelnden Geräusche des widerlichen Dämons und machte verbissen weiter.

Der Ghoul ließ nicht los. Im Gegenteil, er verstärkte seinen Druck noch. Wieder wunderte ich mich, welche Kraft in diesen qualligen Körpern doch steckte.

Wir wurden hin- und hergeworfen in unserem wilden Kampf. Und all das geschah auf den Särgen. Keiner wollte aufgeben oder irgendwie nachlassen.

Zudem schwankte der Wagen. Jede Kurve warf uns aus der Bahn. Der Fahrer schien eine grüne Welle erwischt zu haben. Ampelstopps gab es keine.

Ich versuchte alle Tricks. Leider war es wie so oft. Diesen Ghoul konnte ich einfach nicht packen. Er bot mir keine Fläche, sondern veränderte sein Aussehen und seine Körperform ständig. Es war ein regelrechtes Wechselspiel, in das sich allerdings eine Richtung herauskristallisierte.

Durch das Schaukeln des Wagens und durch unsere Kampfbewegungen wurden wir weiter gegen die hintere Ladefläche gepresst, wo ich auch die Plane gelockert hatte.

Beim erstenmal prallte ich mit dem Rücken gegen den niedrigen Aufbau. Dann gelang es mir, den Ghoul hoch zu hieven. Was danach geschah, konnte ich eigentlich nur raten. Irgendwie klammerte sich der widerliche Dämon an der Plane fest. Und zwar an der Stelle, die ich nicht völlig geschlossen hatte. Bei dieser Bewegung ließ er meinen Körper los, versuchte aber, mich mit den Beinen zu umschlingen.

Diesmal wich ich aus.

Der Ghoul fasste ins Leere, gleichzeitig wurde der Wagen hart in eine Kurve gerissen, und plötzlich war der Ghoul verschwunden.

Alles hätte mir passieren dürfen, nur ausgerechnet das nicht. Jetzt war er frei, ich dachte an die Menschen, rappelte mich auf die Knie, riss die Plane hoch und schaute nach draußen.

Ich sah ihn nicht.

Nur Wagen, die hinter uns fuhren. Dafür hörte ich aber das Kreischen von Rädern, wenn Fahrzeuge hart und schnell abgebremst werden, wildes Hupen und einen Krach.

Als hätte der Fahrer etwas geahnt, so beschleunigte er. Darauf war ich nicht gefasst gewesen, wurde erst nach vorn und dann nach hinten katapultiert, wobei es mir nicht gelang, Halt zu finden und ich rücklings auf die Särge fiel.

Jetzt war die Chance vorbei, noch abzuspringen und zu verhindern,

dass der Ghoul Unheil anrichtete.
Ich hoffte nur, dass es keine Opfer gab…

***

Der Anwalt fuhr zügig. Er wollte noch eine ganze Weile vor dem vereinbarten Zeitpunkt am Ort sein, damit er sich die Umgebung genauer ansehen konnte.

Nur nicht unvorbereitet sein, das war immer seine Devise gewesen, an die er sich auch hielt.

Den Sandhurst Forest kannte er nur vom Hörensagen. Es war ein großes Waldgebiet im Londoner Norden, wo hin und wieder noch Manöver stattfanden und es auch zahlreiche Bunker aus dem letzten Krieg gab, die nicht zugeschüttet waren.

Fanden keine militärischen Übungen statt, kümmerte sich kaum ein Mensch um das Areal. Meist lag es leer und verlassen.

Cyril Ransome verzichtete darauf, den Motorway zu nehmen. Er kam über die Stadtstraßen ebenso rasch an sein Ziel. Den Regent Park hatte er längst hinter sich gelassen, der Verkehr war schwächer geworden, und Ransome fuhr über die Wellington Road in Richtung Norden seinem Ziel entgegen.

Gespannt war er auf den Erpresser. Er wollte vor allen Dingen wissen, mit wem er es zu tun hatte, wer dieser Mann nun eigentlich war, der leider zuviel aus Ransomes Vergangenheit wusste. Denn die Sache damals war wirklich nur zwischen ihm und dem Industriellen van Goeck besprochen worden.

Niemand sonst wusste Bescheid.

Das jedenfalls hatte ihm van Goeck, der eingewanderte Holländer, glaubhaft versichert, bis Ransome eines Besseren belehrt worden war.

Jetzt musste er die Zinsen zahlen, die ebenso hoch waren wie das eingesetzte Kapital. Aber da sollte sich der unbekannte Erpresser geschnitten haben. Die Zinsen würde er wohl zahlen, jedoch mit Blei.

Ransome schreckte wirklich vor einem Mord nicht zurück. Bisher hatte er die Verbrecher vor Gericht verteidigt, nun war er drauf und dran, selbst zu einem Gesetzesbrecher zu werden.

Das jedoch machte ihm nichts. Er spürte kein Bedauern, kein Mitleid, weil eben zuviel auf dem Spiel stand. Und er würde auch aus diesem Mann herauskitzeln, wo er die Unterlagen versteckt hatte. Es gab da gewisse Methoden, denen keiner widerstehen konnte. Auch kein schmutziger Erpresser.

Die Gegend verlor immer mehr ihren städtischen Charakter. Sie wurde ländlicher, einsamer, der Verkehr flaute noch weiter ab, zur rechten Seite der Straße breiteten sich Felder aus. Sie sahen winterlich aus. Ein paar Schneereste, die im Schatten lagen, schmutzig grau und noch nicht weggetaut waren. Hier und da ein Baum mit kahlen Ästen,

die wie ein Filigran wirkten vor dem bleiernen Himmel.

Weiter vorn, wo die Straße einen Bogen machte, begann das Waldgebiet des Sandhurst Forest. Ransome hatte sich zuvor auf den Weg auf der Karte genau angesehen und auch die einzelnen schmalen Straßen oder Pfade die durch den Forest führten.

Es gab da welche. Allerdings rechnete er damit, auf Feldwege zu treffen, wo man jetzt im Matsch versank. Doch der Mercedes würde sich schon durchwühlen.

Der Anwalt senkte die Geschwindigkeit. Zweimal wurde er überholt. An der großen Kurve fuhr er noch langsamer. Jetzt gab er acht. Der Erpresser hatte ihm nicht gesagt, wo genau sie sich treffen wollten. Ransome würde schon Bescheid bekommen und nur zu dem Bunker fahren, das reichte.

Dem Anwalt war es egal. Er hatte sowieso einen Zeitgewinn auf seinem Konto stehen, denn wenn er die Bunkeranlagen erreichte, war er noch eine halbe Stunde zu früh.

An den Hinweistafeln las er ab, dass er sich dem militärischen Manövergebiet näherte. Es stand allerdings nirgendwo, dass ein Betreten des Waldes verboten war.

Das würde wahrscheinlich nur geschehen, wenn Manöver stattfanden.

Der Anwalt fuhr fast nur im Schritttempo weiter. Er schaute nach links, denn dort dehnte sich der Wald aus. Entlaubte Bäume. Kahl, leer, eine Totenlandschaft. Der Boden wellig, an vielen Stellen noch mit Laub bedeckt.

Es führten Pfade in den Wald hinein. Die meisten jedoch waren nur handtuchbreit.

Dann jedoch sah der Anwalt einen breiteren Weg, den er auch mit dem Mercedes nehmen konnte. Allerdings traten auch hier Schwierigkeiten auf, denn in den Weg hatten schwere Panzer ihre Spuren hinterlassen. Die Ketten wühlten den Boden auf, hatten tiefe Furchen gegraben, in denen noch Wasser stand.

Ransome blieb keine andere Möglichkeit. Er wollte auch nicht weitersuchen und bog ab.

Sofort glaubte er, in einer Schaukel zu sitzen. Die Stoßdämpfer des Wagens wurden arg strapaziert. Vier Räder wühlten sich durch die Panzerspuren, schleuderten selbst Dreck, Wasser und Lehm hoch, der sich an der Karosserie festsetzte.

Ransome hielt das Lenkrad fest umklammert. Vorsichtig agierte er mit dem Gaspedal. Der Weg war nicht gerade, beschrieb Kurven und Schleifen. Manchmal wurde er enger, dann wieder breiter.

Der Anwalt konnte zwischen die Bäume schauen und sah auch die Erhebungen.

Darunter lagen die alten Bunker, in denen Menschen Schutz vor

Bomben gesucht hatten. Wie es aussah, führte die Strecke nicht direkt zu den Bunkern hin, sondern daran vorbei. Ransome musste also eine Abzweigung finden, um zu seinem Ziel zu gelangen.

Die fand er auch.

Einen schmalen Pfad. Laub überdeckte die Schlaglöcher mit den Wasserresten.

Wenn der Wagen hindurch fuhr, spritzte es hoch auf. Auch auf den Scheiben klebte der Dreck, so dass Ransome spülen und mit den Wischern nachziehen musste.

Bald kämpften die Reifen gegen losen Sand. Zudem ging es noch bergauf. Die Strecke war wirklich eine Strapaze, aber Ransome erreichte trotz aller Widerwärtigkeiten sein Ziel. Er stoppte, stieg aus und schaute sich die Umgebung an.

Wie es schien, war er der einzige Mensch weit und breit. Von diesem Erpresser war nichts zu sehen. Ein kaltes Lächeln umspielte die Lippen des Mannes. Er hatte seinen Mantel gegen einen kurzen Autocoat vertauscht, so kam er schneller an seine Waffe. Von seinem Platz aus zählte er vier Bunker. Sie alle führten tief in die Erde hinein und waren durch Eisentore gesichert.

Der Anwalt schaute sich die Schlösser an. Drei hingen verrostet in den Angeln. Ein viertes jedoch war neu und erst nachträglich angebracht worden.

Misstrauisch blieb Ransome vor der Tür stehen und betrachtete das Schloss. Es musste einen Grund dafür geben, dass jemand es ausgewechselt hatte. Hing es vielleicht mit dem Erpressungsversuch zusammen?

Ransome hob die Schultern. Die Tür war von außen gesichert, also konnte der Erpresser im Innern des Bunkers schon mal nicht lauern, um ihn zu überraschen.

Der Anwalt verspürte Lust auf eine Zigarette. Er zündete sich einen Glimmstängel an und blies den Rauch in den grauen Winterhimmel. Es war zu warm, um zu schneien, allerdings hatte der Wetterbericht einen Kälteeinbruch vorhergesagt.

Seltsam, mit welchen Gedanken man sich vor solch einem wichtigen Treffen beschäftigt, dachte der Anwalt und hob die Schultern. Andererseits bewies es auch, dass er seine Nerven noch unter Kontrolle hatte. So leicht machte man ihn nicht fertig.

Er drehte sich um - und erstarrte. Die Zigarette fiel ihm vor Schreck aus der Hand, denn vor ihm stand der Erpresser…

***

Der Ghoul klatschte auf das Pflaster.

Ein Rover befand sich dicht hinter dem Lastwagen. Der Fahrer war durch das Ereignis so geschockt, dass er vergaß, auf die Bremse zu

treten und das Pedal erst niederdrückte, als er den Ghoul schon überfahren hatte.

Dann aber rutschten die Reifen. Es war eine Vollbremsung, mit der der Hintermann des Roverfahrers auch nicht gerechnet hatte. Er verringerte seine Geschwindigkeit zwar noch, krachte aber trotzdem in das Heck des Rovers, das eingedrückt wurde wie Pappe, sich verkantete und laut knirschte.

Auch andere Fahrer mussten bremsen. Ein Wagen stellte sich dabei quer. Die Reifen waren zu schlecht, und in dem kleinen Renault 4 fuhr ein anderer.

Im Nu war ein Chaos entstanden.

Der Roverfahrer saß die ersten Sekunden leichenblass hinter dem Lenkrad. Ihm war nichts passiert, der Gurt hatte ausgezeichnet gehalten, aber der Schock saß tief.

Irgend jemand war von der Ladefläche des Lastwagens gefallen, und er hatte ihn überfahren.

Mein Gott.

Erst jetzt wurde dem Mann richtig bewusst, was er getan hatte. Er löste den Gurt, riss die Tür auf und sprang aus seinem Fahrzeug. Auf der Straße blieb er stehen.

Inzwischen hatten auch die anderen Fahrer ihre Autos verlassen. Die meisten regten sich schrecklich auf, schimpften und gaben dem Mann im Rover die Schuld.

In der Nähe trillerte die erste Polizeipfeife.

»Aber ich konnte doch nichts dafür?« schrie der Roverfahrer. »Das ist ein Unglück. Da ist einer von der Ladefläche gefallen, und ich habe ihn überfahren. Mein Gott.«

Der Mann bückte sich.

Darauf hatte der Ghoul gewartet. Er war natürlich nicht tot. Man konnte ihn so nicht umbringen, nur seinen Körper ein wenig deformieren. Zu töten war er auf diese Art und Weise nicht.

Seine Hand schnellte vor.

Genau in dem Augenblick, als sich der andere gebückt hatte und sich sein Kopf auf gleicher Höhe mit den Rädern befand.

Der Arm klatschte in das Gesicht des Mannes, der nicht einmal dazu kam, einen Schrei auszustoßen, denn dieser grünliche Schleim lag auch auf seinen Lippen.

Zahlreiche Zeugen beobachteten den Vorfall, doch keiner wagte einzugreifen, die Menschen glaubten nicht, was sie sahen.

Der Mann fiel zu Boden.

Darauf hatte der Ghoul gewartet. Jetzt konnte er ihn unter den Wagen ziehen.

Mensch gegen Bestie. Wer würde gewinnen?

Der Ghoul setzte seine Kräfte ein. Als der Mann merkte, daß er unter

sein Fahrzeug gezogen werden sollte, versuchte er sich auf der Straße abzustützen.

Ohne Erfolg, der Belag war einfach zu glatt, und er verlor den Halt, so dass er dem Ghoul zwangsläufig folgte.

Das war der Augenblick, als der erste Bobby am Tatort eintraf. Er hatte auch keinen Durchblick, weil alle dazwischenredeten. Er verschaffte sich Gehör.

»Ruhe!« brüllte der Polizist.

Eine Frau kreischte: »Da ist jemand verletzt. Der blutet. Sie müssen einen Krankenwagen holen!«

Das hörte der gute Mann genau. Er vernahm allerdings auch noch etwas anderes.

Schreie!

Nicht laut, eher dumpf und erstickt klingend. Sie drangen unter dem Rover hervor, als würde sich dort ein Mensch in größter Lebensgefahr befinden.

In der Tat kämpfte dort ein Mensch um sein Leben. Der Ghoul gegen den Fahrer des Rovers, wobei die Bestie wesentlich größere Vorteile besaß als der Mensch.

Der Dämon war geschmeidiger, passte sich dieser Enge gut an, konnte seinen Körper strecken, drehen und wenden.

Den Oberkörper hielt er hart umklammert, so dass die Arme des Mannes anlagen und er keine Chance hatte, sich zur Wehr zu setzen. Er versuchte es zwar, doch der Ghoul war stärker. Auch mit den Beinen konnte sich der Mann nicht wehren. Immer wenn er sie anziehen wollte, prallten seine Knie gegen den Auspufftopf.

Es war ein Kampf mit verteilten Vorzeichen. Und der Ghoul gewann ihn. Plötzlich sah der Fahrer das Gebiß des Monsters dicht vor seinem Gesicht, er setzte noch zu einem Schrei an, den er jedoch nicht mehr ausstoßen konnte.

Der Ghoul war schneller…

Erst jetzt hatte sich der Polizist auf den Boden gekniet und unter den Wagen geschaut.

Was er sah, brachte sein Herz fast zum Stillstand. Über einen Menschen hatte sich ein wahres Monstrum gelegt. Eine grüngelbe schleimige Masse, die den anderen fast zerdrückte, auf jeden Fall aber seinen gesamten Körper bedeckte. Der Mensch rührte sich nicht, das Wesen zuckte hin und her, der Bobby sah auch Bewegungen seines Kopfes und hörte schlimme Geräusche.

Seinen Gummiknüppel hielt er längst in der Hand. Damit schlug er von der Seite her zu, traf die Masse auch und sah, wie der Knüppel darin stecken blieb.

Der Polizist erlebte in diesen Augenblicken wirklich einen schlimmen Alptraum.

Das Grauen sprang ihn an, er roch den penetranten Verwesungsgeruch und zuckte zurück.

Blass im Gesicht schrie er seinen eben erst eingetroffenen beiden Kollegen zu: »Wir müssen den Wagen wegfahren.«

Er selbst warf sich auf den Sitz. Der Schlüssel steckte. Eine Umdrehung, der Motor sprang an.

Der Bobby fuhr vor. Er merkte genau den Ruck, wie die hinteren Reifen über den Widerstand rollten. Der Mann biss die Zähne zusammen. Nur nicht schwach werden, hämmerte er sich ein. Um Himmels willen nicht nachgeben.

Er bremste. Die Schreie der Menschen trafen seine Ohren, als er aus dem Wagen stieg. Jeder hatte jetzt das schleimige Wesen gesehen, wie es über dem Fahrer des Rovers lag.

Aber niemand traute sich, einzugreifen. Im Gegenteil, die Menschen flohen. Sie spritzten regelrecht nach allen Seiten weg, denn das gelbgrüne Ungeheuer dort auf dem Boden bereitete ihnen eine panische Furcht.

Nur die Polizisten blieben.

Auch sie waren ratlos, schauten sich gegenseitig an, und niemand wusste, was er machen sollte.

Dann erhob sich das Wesen plötzlich. Es schaute die Männer an, fletschte seine Zähne und zog den Toten ebenfalls in die Höhe. Bevor die Bobbies eingreifen konnten, schleifte der Ghoul sein Opfer über die Straße und verschwand mit ihm in einer schmalen Einfahrt zwischen zwei Häusern.

Die Polizisten, blieben zurück. Sie trugen keine Waffen, sonst hätten sie geschossen.

Einer jedoch fragte: »War der Mann tot, den das Ungeheuer mitgeschleift hatte?«

»Ja.«

»Und jetzt?«

»Wir müssen anrufen. Darüber sollen sich andere die Köpfe zerbrechen. Dieser Fall ist für mich zu hoch. Gib Scotland Yard Bescheid. Vielleicht wissen die dort eine Patentlösung.«

Der Polizist nickte.

Ein dritter Bobby blieb stehen und hielt die Menschen zurück, die sich langsam näher trauten. Inzwischen war auch das Heulen der Krankenwagensirene zu hören.

Der erste Bobby aber nahm den Weg, den auch der Ghoul mit seinem Opfer gegangen war. Er lief über die Straße, tauchte in die Einfahrt und orientierte sich.

Ein seitlich angebrachter Hauseingang stach dem Bobby ins Auge. Er wirkte wie ein Loch in der grauen Mauer. Zur offen stehenden Tür führten zwei Stufen hoch.

Mit klopfendem Herzen betrat der Bobby das Haus. Dicht hinter der Schwelle sah er eine zweite Tür.

Sie stand ebenfalls offen und führte in den Keller.

Aus dem Dunkel dort hörte der Bobby so schreckliche Laute, dass ihm die Haare zu Berge standen…

***

Der Mann war noch jung, nicht einmal 30, wie Cyrus Ransome feststellte. Beide Hände hatte er in den Taschen des dünnen, unmodernen Mantels vergraben. Das dunkle Haar war viel zu lang. Es rutschte über beide Ohren und verdeckte sie.

Der junge Mann machte einen nahezu harmlosen Eindruck. Nur das spöttische und zugleich wissende Lächeln sagte dem Anwalt, daß er es hier mit dem Erpresser zu tun hatte.

Und dann glaubte er auch, diesen jungen Mann schon einmal gesehen zu haben.

Eine entfernte Ähnlichkeit bestand mit diesem van Goeck, dem damaligen Industriellen. Ein Verdacht keimte in Ransome hoch, er hütete sich allerdings, ihn auszusprechen.

Mit dem werde ich fertig, dachte er. Ganz sicher, der macht mich nicht klein. Und eine Waffe scheint er auch nicht zu tragen, es sei denn, er hätte sie in der Tasche.

Ransome wollte Gewissheit haben. »Sie sind der, der mich angerufen und hierher bestellt hat?«

»Ja.«

»Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Ist das wichtig?«

»Für mich schon.«

Der junge Mann lächelte. »Haben Sie das eigentlich nie erraten, großer Meister?«

»Ich überlege«, dehnte der Anwalt.

»Dann beeilen Sie sich.«

»Wenn ich mir Ihr Gesicht so betrachte, könnten Sie ein von Goeck sein. Stimmt's?«

»Richtig, großer Meister.«

»Und Sie wollen mich erpressen? Warum? Habe ich mit Ihrem Vater nicht gute Geschäfte gemacht?«

Darauf ging der junge Mann nicht ein. »Wo ist das Geld?« fragte er statt dessen.

»Im Wagen.« Der Anwalt deutete über seine Rücken auf den parkenden Mercedes.

»Holen Sie es.«

»Gleich«, entgegnete Ransome kaltschnäuzig. »Ich will erst wissen, warum Sie mich erpressen?«

Das Lächeln aus dem Gesicht des jungen Mannes verschwand. »Sie werden sich bestimmt noch gut an meinen Vater erinnern können. Damals ging es ihm gut, das stimmt. Doch dann kamen schlechte Zeiten. Mein Vater reagierte nicht richtig auf den Markt. Seine Computerfirma geriet in die roten Zahlen, weil er mit dem technischen Fortschritt nicht mithielt. Ich war noch zu jung und in der Ausbildung. So kam es, wie es kommen musste. Wir gingen pleite. Das war auch ein Schock für mich. Ich brach mein Studium ab und gammelte mich durch. Zu meinem Vater hatte ich keinen Kontakt mehr. Bis mich vor zwei Wochen die Nachricht erreichte, dass er auf dem Sterbebett lag. Ich fuhr in das miese, billige Krankenhaus, wo sie meinen alten Herrn hingeschafft hatten. Menschenunwürdig, kann ich Ihnen sagen. Als mein Vater mich sah, bekam er wohl einen lichten Moment. Und er legte in meinem Beisein eine Art Lebensbeichte ab. Plötzlich erfuhr ich, welch ein Geschäft er und Sie miteinander gemacht hatten. Mein Vater starb wenige Stunden später, aber seine Worte habe ich nicht vergessen. Ich fand sogar Unterlagen, in denen er alles schriftlich fixiert hatte. Bereits kurz vor seinem Tod hatte ich den Plan gefasst, die Papiere unterstützen mich dabei. Jetzt konnte ich endlich so wirken, wie ich wollte. Ich kümmerte mich auch um Sie, versuchte in der kurzen Zeit so viel wie möglich über Sie herauszubekommen. Und siehe da, der gute Anwalt Ransome hatte Karriere gemacht. Er war ein wohlsituierter Gentleman geworden, der Angestellte beschäftigt und sein Geld macht. Bei Ihnen ist alles umgekehrt gelaufen, Ransome. Deshalb fordere ich den Anteil, der eigentlich meinem Vater zugestanden hätte. Sind Sie jetzt zufrieden?«

»Ja«

»Noch nicht ganz.«

»So?«

Cyrus Ransome nickte. »Ja, da wäre noch etwas zu klären. Wo haben Sie die Papiere versteckt?«

»Die Unterlagen?«

»Genau.«

Der junge van Goeck lachte. »Sie werden doch nicht im Ernst glauben, dass ich Ihnen darüber Auskunft gebe, mein Lieber. Nein, das bleibt mein kleines Geheimnis. Wenn ich die Million habe, bekommen Sie die Unterlagen zugeschickt:«

»Und wer gibt mir die Gewähr, dass Sie keine Fotokopie davon gemacht haben?«

Van Goeck hob die Schultern. »Das, mein Lieber, müssen Sie mir schon glauben.«

Der Anwalt schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, van Goeck, aber ich glaube es Ihnen nicht.«

»Ihr Pech.«

»Nein, junger Mann, das Ihre.« Bei diesen Worten griff der Anwalt in die Tasche und holte die Armee-Pistole hervor.

Die beiden Gegner standen etwa fünf Schritte voneinander entfernt. Eine Distanz, auf die Ransome kaum fehlen konnte, was er auch nicht vorhatte.

»So ist das also«, sagte van Goeck.

Der Anwalt nickte. »Ja, so.«

Wieder lächelte van Goeck. »Ich glaube kaum, dass Sie mit Ihrer Art und Weise durchkommen werden. Aber ich sehe immerhin, dass sich nichts geändert hat. Sie sind immer noch das gleiche Stück Mist wie früher, Ransome.«

»Beleidigungen lassen mich grundsätzlich kalt«, konterte der Anwalt. Er fühlte sich ganz als der große Sieger, denn er hatte den Erpresser vor der Mündung. Genau wie er es sich ausgerechnet hatte. Besser konnte es gar nicht laufen. »Wo sind die Unterlagen?« zischte er.

»Das sage ich Ihnen nicht.«

»Wollen Sie eine Kugel?«

»Sie werden nicht schießen.« Van Goeck schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall werden Sie das. Sie schaufeln sich damit nämlich Ihr eigenes Grab.«

»Oder das Ihre.«

»Geben Sie mir das Geld, Ransome, und die Sache ist vergessen.«

»Nein!« Cyrus Ransome ging einen Schritt vor, während er diese Antwort dem anderen entgegenpeitschte. Und zum ersten Mal sah Ransome so etwas wie Furcht in den Augen des jungen Goeck flackern. Die Sicherheit des Anwalts schien ihm doch zu denken zu geben.

Van Goeck wollte zurück.

»Bleib stehen!« befahl Ransome kalt.

Der Erpresser gehorchte.

»Und jetzt die Hände hoch und im Nacken verschränken«, ordnete der Anwalt an.

Er wartete, bis van Goeck dem Befehl nachgekommen war und sagte dann: »Gehen Sie langsam vor, bis zu dem ersten dicken Baumstamm. Da lehnen Sie sich gegen.«

Auch das tat der Mann. Er schaukelte beim Gehen, wie jemand der lange Zeit zur See gefahren ist. Einen halben Schritt vor dem mit Moos überzogenen Stamm stoppte er, nahm die Hände aus seinem Nacken, streckte die Arme aus, und ließ sich nach vorn fallen, wobei er sich mit den Händen abstützte und in der Schräglage stehen blieb.

Ransome kam näher. Van Goeck konnte das gemeine Lächeln auf den Lippen des Anwalts nicht sehen, er hörte nur die Schritte und spürte die Nähe des anderen.

Im nächsten Augenblick spürte er die kalte Öffnung der Mündung in

seinem Nacken. Sie wurde ihm direkt ins Fleisch gepresst und erzeugte ein unangenehmes Gefühl.

»Hast du das schon mal gespürt?« fragte Ransome.

»Nein.«

Der Anwalt verstärkte den Druck. »Es wird gleich verschwinden, vorausgesetzt, du erzählst mir, wo die Unterlagen versteckt sind, mein Junge.«

»Nein!« ächzte van Goeck.

Da verschwand der Druck. Van Goeck wollte schon aufatmen, als ihn der Waffenlauf am Hals traf.

Er stöhnte auf, und Ransome lachte. »Überlege es dir genau, van Goeck. Noch hast du Zeit.« Seine Stimme wurde schärfer und lauter. »Ich gebe dir 30 Sekunden. Wenn ich bis dahin nicht weiß, wo die Papiere sind, fange ich an. Zuerst schieße ich dir ins Bein, dann in die Schulter und so weiter.«

Van Goeck hatte den Hieb noch längst nicht verdaut. Er war gegen den Stamm getrieben worden und klammerte sich daran fest. In seinem Schädel schienen noch immer winzige Explosionen stattzufinden. Trotzdem hatte er mitbekommen, was der andere von ihm wollte.

30 Sekunden.

Davon waren zehn schon vergangen.

»Ich warte«, sagte Ransome kalt.

Van Goeck schluckte. Er hatte es sich zu einfach vorgestellt und hätte auch nie damit gerechnet, dass dieser Anwalt sich so wehren würde. Aber für ihn stand eine ganze Menge auf dem Spiel. Seine Existenz, er hatte vielleicht so handeln müssen.

»Noch fünf Sekunden!«

Jetzt galt es. Van Goeck drehte sich um und schaute dem Anwalt ins Gesicht.

»Nun?« fragte Ransome.

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Geh zum Teufel, du Betrüger, von mir erfährst du nichts.«

»Okay, wenn das dein letztes Wort war, dann stirbst du eben verdammt langsam und qualvoll.« Ransom lachte und zeigte dabei seine falschen Zähne.

Da fiel der Schuss.

In der Stille war er besonders laut zu hören. Der Anwalt bekam einen heftigen Schlag in den Rücken und wurde nach vorn geworfen, auf van Goeck zu, der hastig zur Seite trat, so dass Ransome gegen den Baumstamm fiel und sich daran festhielt.

Mit beiden Armen umklammerte er ihn. Auf seinem Rücken breitete sich ein roter Fleck aus, der immer größer wurde.

Langsam rutschte der Anwalt an dem Stamm entlang zu Boden. Seine

Hände öffneten sich, dann lag er auf dem Gesicht und rührte sich nicht mehr.

Van Goeck lachte. Er konnte sich nicht mehr beherrschen. All die erlebte Anspannung entlud sich in diesem Lachen, das wild durch den kahlen Wald hallte.

So abrupt wie es aufgeklungen war, brach es auch ab. Van Goeck drehte den Kopf.

Dort kam sein Lebensretter. Oder besser gesagt, seine Lebensretterin. Es war eine etwas ältere Frau mit aschblonden Haaren, die sie allerdings unter einem roten Kopftuch versteckt hatte. Sie trug einen mit Fell gefütterten dunkelblauen Mantel und Stiefel. In der Hand hielt sie eine Pistole.

»Das wurde auch Zeit«, sagte van Goeck.

Die Frau gab keine Antwort. Sie ging an dem jungen Mann vorbei, blieb neben der Leiche stehen, sah das Einschussloch, nickte, bückte sich und drehte den Kopf des Anwalts zur Seite.

Ransome war noch nicht tot. Wie unter Zwang öffnete er seine Augen und schaute die Frau an.

Sie sah in das schmutzige Gesicht und lächelte nur spöttisch.

»Brenda«, keuchte der Anwalt, dann brach sein Blick. Cyrus Ransome war endgültig tot.

Die Frau richtete sich auf und steckte ihre Waffe weg. »Damit hat er nicht gerechnet«, sagte sie, »dass seine eigene Sekretärin ihn einmal erschießen würde.«

»Nein, wirklich nicht, Brenda. Du bist gut, Darling.« Van Goeck wollte sie in den Arm nehmen, doch sie wehrte unwillig ab.

»Lass die Faxen, Clemens. Was du hier treibst, ist sowieso nicht echt. Wir sind keine Bett- sondern Geschäftspartner. Das solltest du dir merken. Außerdem zieht die Geschichte nicht, dass sich die ältere Sekretärin in den jüngeren Mann verliebt.«

»Entschuldige.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Sieh lieber zu, daß wir an das Geld kommen.«

So eilig hatte es van Goeck plötzlich nicht mehr. »Wo hast du eigentlich gesteckt?« fragte er.

»Am Bunker.«

»Aja.«

»Das Geld!« erinnerte sie.

»Es soll im Wagen liegen«, erklärte van Goeck und setzte sich in Bewegung.

Ransome hatte nicht abgeschlossen. Van Goeck öffnete die Beifahrertür und sah den Koffer auf dem Sitz liegen. »Hier ist er!« rief er, drehte sich und hielt ihn hoch.

»Sieh nach, ob das Geld da ist.«

Van Goeck legte den Koffer auf den schmutzigen Boden. Er besah sich die Schlösser. Es waren keine Spezialanfertigungen, sondern normal aufzuschieben.

Der junge Mann öffnete.

Zuerst war er enttäuscht, weil er die Ledertasche sah. Doch als er sie geöffnet hatte, quollen ihm die Scheine entgegen, und seine Augen begannen zu glänzen.

Brenda kam näher. »Alles da?«

»Klar. Willst du nachzählen?« Van Goeck drehte den Kopf und schaute zu Brenda hoch, die neben ihm stehen geblieben war und nachdenklich auf der Lippe nagte.

»Du freust dich ja gar nicht«, sagte der junge Mann.

»Nein oder doch.«

»Wie? Das begreife ich nicht.«

»Vielleicht jetzt.« Brenda zog blitzschnell ihre Pistole, mit der sie bereits einen Mord begangen hatte. Sie richtete die Mündung auf den Kopf des jungen Mannes.

Clemens van Goeck bekam nicht nur große Augen, sondern auch eine höllische Angst. Er wusste, dass diese Frau in ihrer Geldgier zu allem fähig war.

»Bist… bist du verrückt?«

»Nein, mein Lieber, nur realistisch. Ich rechne mir aus, dass eine Million doppelt so viel sind wie 500.000 Pfund. Das begreifst du doch auch - oder?«

»Heißt das… heißt das…?«

»Genau das heißt es. Ich werde dich erschießen, mein lieber Clemens.«

»Nein, Brenda. Das kannst du doch nicht tun. Du bist wahnsinnig. Verrückt.«

»Ach, halt den Mund!« erwiderte die Frau kalt und drückte ab.

Clemens van Goeck starb durch einen Schuss in den Kopf. Ohne einen Laut von sich zu geben, kippte er neben den Wagen und blieb regungslos liegen.

»Narr«, sagte die Mörderin nur. »Du bist wirklich ein Narr. Ich teile doch nicht mit grünen Jungen.«

Sie schaute sich um.

Zwei Leichen lagen dort. Und ein Koffer voller Geld. Die Gegend war einsam, sie konnte die Toten ruhig hier liegenlassen. Bis die gefunden wurden, das dauerte.

Dann wahrscheinlich von Soldaten, die hier auf dem Gelände übten.

Sie bückte sich nach dem Koffer.

Mitten in der Bewegung erstarrte sie. Das Geräusch eines Motors warf all ihre Pläne über den Haufen. Sie drehte den Kopf nach rechts, wo sie den Wagen gehört hatte.

Sie sah ihn zwischen den Bäumen. Er fuhr genau den Weg, den auch sie hätte nehmen müssen.

Die Mörderin wurde totenbleich. Plötzlich war ihr gesamter Plan keinen Pfifferling mehr wert, denn jetzt musste sie ums nackte Überleben kämpfen…

***

Irgendwann bogen wir von den glatten Straßen ab. Für mich auf der Ladefläche wurde die Fahrt jetzt zur reinen Quälerei.

Ich hockte natürlich noch immer auf den Särgen, doch nun hatte ich das Gefühl, in einer Rüttelmaschine zu sitzen. Es ging hin und her. Mal flog ich nach rechts, dann wieder nach links. Der Lastwagen schaukelte nur so durch das Gelände.

Gelände war der richtige Ausdruck, denn als ich die Plane hob und durch den schmalen Spalt blickte, sah ich den kahlen Wald und den braungrauen, unebenen Boden, der dem Lastwagen so große Mühe bereitete.

Genau wusste ich nicht, wo wir uns befanden. Da konnte ich halt nur raten. Dadurch dass ich immer wieder nach draußen gepeilt hatte, war mir eines aufgefallen. Ich hatte markante Merkmale gesehen, kannte Straßen und ahnte jetzt, das der Wagen in den Sandhurst Forest, das große Manövergebiet eingefahren war.

Hier lag sicherlich auch das Ziel.

Mir ging durch den Kopf, was ich alles über das Gebiet wusste. Viel Gegend und Umgebung, wie man so schön sagt. Wälder, Heide, welliges Gelände, ideal für Manöver und eine klassische Gefechtsausbildung. Aber auch noch alte Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg. Verstecke, in die man sich verkriechen konnte. Vor allen Dingen lichtscheues Gesindel, gefährliche Elemente konnten hier Unterschlupf finden. Menschliche Verbrecher als auch Dämonen.

Letztere vielleicht besonders gut, denn sie suchten keinen Kontakt zur Außenwelt, was bei normalen Gangstern oder Verbrechern ja ganz anders ist.

Zweige schleiften über die Plane. Es hörte sich an, als würden Finger darüber kratzen. Kleinere Äste brachen auch einfach ab, wenn sie zuviel Widerstand spürten.

Das Knacken übertönte sogar noch das Motorengeräusch.

Die vier Kerle hatten mich zum Glück noch nicht gesehen. Sie glaubten auf der Ladefläche alles in Ordnung.

Nun ja, sie würden sich wundern.

Noch fuhren sie über den Weg und hatten ihr Ziel nicht erreicht. Lange konnte es nicht mehr dauern.

Ich sollte recht behalten.

Eine scharfe Kurve, in die der Lkw gezogen wurde und mit der ich

nicht gerechnet hatte, so dass ich zur Seite geschleudert wurde und mal wieder auf die Särge fiel.

Dann das Bremsen.

Der Motor verstummte.

Stille.

Ich stand auf. Das heißt, ich ließ mich auf Händen und Knien nieder. Da hörte ich schon die Stimmen der Männer.

»Verdammt«, sagte da einer und öffnete die Tür, »was macht denn dieses Weib hier?«

»Keine Ahnung!«

»Na, der werde ich mal auf den Zahn fühlen. Und Teufel, da liegen ja zwei Tote!«

Bei diesen Worten sträubten sich meine Nackenhaare. Zwei Tote und eine Frau?

Da peitschte ein Schuss!

***

Grün und bleich zur gleichen Zeit im Gesicht, so lehnte der Bobby an der Flurwand.

Er traute sich einfach nicht in den Keller, wo das grünschleimige Wesen hockte.

Der Polizist hatte zu große Angst, dass er auch sein Leben verlieren konnte. Er schluckte hin und wieder an dem dicken Kloß im Hals und war froh, dass keiner der Hausbewohner in den Keller wollte und er ihn davon abhalten musste.

Hoffentlich hatten die Kollegen beim Yard angerufen. Dort sollten ja für alle möglichen Fälle Experten sitzen. Vielleicht auch einer für dieses widerliche Schleimmonster.

Wo kam die Bestie überhaupt her? Früher hatte man immer von grünen Marsmännchen gesprochen, die gab es nun mal nicht, das war sicher. Nur, was war diese Bestie dann?

Der Polizist hatte von Ghouls nichts gehört und nichts gelesen. Er wäre nie auf den Gedanken gekommen, einen der widerlichsten Dämonen vor sich zu haben.

Von der Straße her hörte er Stimmen. Schwach nur, nichts zu verstehen. Im Flur war es halbdunkel. Die Tür zum Keller hatte der Polizist angedrückt. Er konnte die Geräusche nicht mehr hören, die waren zu schrecklich.

Viel zu langsam verging die Zeit. Noch immer kam niemand. Hatten seine Kollegen ihn vielleicht vergessen?

Schritte.

In der Einfahrt, das hörte der Bobby ganz deutlich. Er ging ein paar Schritte zur Seite und zog die Tür auf, um nach draußen zu schauen. Da kam tatsächlich jemand.

Zwei Bobbies begleiteten ihn. Aber war der Mann in der Mitte wirklich von Scotland Yard?

Kaum zu glauben. Dieser Mann dort in seiner Lederkluft war untersetzt, breitschultrig und eine Chinese.

Jemand aus dem Reich der Mitte.

Die drei blieben stehen. Der Bobby, der Wache gehalten hatte, fragte: »Sind Sie ein Yard-Beamter?«

»Ja«, erwiderte Suko, obwohl das nicht stimmte, doch er hatte den Auftrag bekommen, einmal nachzuschauen.

John Sinclair war nicht aufzutreiben, Sir Powell hielt sich ebenfalls nicht im Yard auf, und dessen Stellvertreter hatte zuvor von Powell genaue Instruktionen bekommen. Er wusste auch über Suko Bescheid, der nicht im Yard saß, sondern in seiner Wohnung, als ihn der Telefonanruf erreichte.

Suko hörte genau zu. Als der Bobby ein grüngelbes, schleimiges Wesen erwähnte, war die Sache klar.

Ein Ghoul!

Wie der Blitz war Suko gestartet und auf seiner Harley angerauscht. Die Strafzettel sollte die Polizei irgendwo abheften, es ging wirklich um Sekunden. Ghouls waren in ihrer wilden Gier nahezu unersättlich.

Der Bobby salutierte, als Suko seine Identität geklärt hatte. »Er… er ist noch im Keller, Sir«, sagte der Polizist.

»Haben Sie irgend etwas bemerkt?« wollte Suko wissen.

»Ja, diese schrecklichen Geräusche. Es war ein so grauenhaftes und widerliches…«

Der Chinese winkte ab. »Sie brauchen nichts weiter zu sagen, ich kenne das.«

»Was… was hat dieses Wesen nur mit dem Mann gemacht?« flüsterte der Bobby.

Suko schaute ihn an. »Können Sie sich das nicht denken, Mister?«

»Meinen Sie… meinen Sie…?«

»Genau, das meine ich«, erwiderte Suko. »Und jetzt lassen Sie mich mal allein weitermachen.«

»Brauchen Sie keine Hilfe?«

»Wahrscheinlich nicht.« Suko betrat den Flur. »Bleiben Sie trotzdem hier oben und halten Sie bitte die Neugierigen fern.«

»Natürlich.«

Die drei Bobbies zuckten zusammen, als sie sahen, wie furchtlos dieser Chinese die Tür öffnete. Doch zuvor holte er noch einen seltsamen Gegenstand unter der Jacke weg. Es war eine Röhre, ein Stab, mit der einmal einen Kreis im Uhrzeigersinn über den Boden schlug, so dass aus der Röhre drei Riemen fielen.

Jetzt wirkte sie wie eine Peitsche.

In der Tat hatte Suko die Dämonenpeitsche hervorgeholt. Mit ihr

wollte er den Ghoul an den Kragen.

Suko zog die Tür auf. Im Keller war es jetzt ruhig geworden. Suko machte erst einmal Licht. Er fand den Schalter an der rechten Wandseite und drehte ihn herum.

Zwei trübe Birnen gaben ihr mattes Licht ab. Steinstufen, hoch und schmal bildeten die Treppe, die Suko langsam nach unten stieg und erst einmal im Gang stehen blieb.

Dass ein Ghoul in der Nähe war, merkte er an dem typischen Leichengeruch, den dieses schreckliche Wesen immer verströmte. Sein eigentlicher Aufenthaltsort war ja der Friedhof. Von allen Dingen auf alten, verlassenen Totenacker fühlte er sich wohl. Da grub der Ghoul von Grab zu Grab regelrechte Gänge, die den Friedhof dann wie die Fäden eines Spinnennetzes durchzogen.

Wo steckte die Bestie?

Suko hatte die Auswahl. Unter der Treppe gab es einen kleinen Schacht. Der Chinese hatte die kleine Taschenlampe mitgebracht und leuchtete hinein.

Der Schacht war leer.

Also hatte sich der Ghoul woandershin verkrochen. Suko drehte sich um und sah, dass der Gang einen Knick machte. Rechtwinklig verlief er weiter.

Da sah er ihn.

Der Ghoul kam von selbst. Er hatte bemerkt, dass ein Mensch, ein Opfer, diesen Keller betreten hatte. Und der Dämon war bewaffnet. Mit einer handlichen Eisenstange, die wohl irgendwo gelegen haben musste. Kaum hatte er Suko gesehen, griff er an.

Die Stange raste nach unten, während sich der Körper des schleimigen Wesens streckte.

Suko war nicht umsonst Karatemeister. Dabei ungeheuer wendig und auch schnell.

Er wich aus.

Die Stange verfehlte ihn, krachte gegen die Wand und hinterließ dort eine tiefe Spur. Sofort war der Chinese wieder im Bilde. Die drei Riemen der Dämonenpeitsche pfiffen durch die Luft und trafen auch ihr Ziel.

Voll klatschten sie gegen den schleimigen Körper des Dämons, der diesem Hieb nichts entgegenzusetzen hatte und ihn auch nicht verdauen konnte.

Die magisch aufgeladenen Riemen rissen ihn buchstäblich auseinander. Der Ghoul schrie und heulte. Drei Schnittstellen zeigte sein Körper und auch drei Klumpen klatschten zu Boden, wo sie sich sofort zu einer gallertartigen Masse auflösten, die langsam davon rann und Kurs auf einen Abfluss nahm.

Der Ghoul war erledigt. Er bedeutete keine Gefahr mehr für die

Umwelt. Aber wo steckte sein Opfer?

Suko ging in den Quergang hinein. Obwohl das Licht nicht gerade strahlend hell war, sah er es doch.

Auf dem grauen schmutzigen Boden lag ein Skelett.

Das Opfer des Ghouls!

Suko wischte über seine Stirn. Dieser Mensch war einen schrecklichen Tod gestorben, einen sinnlosen Tod vor allen Dingen, da half es auch nichts mehr, daß der Ghoul nun endgültig erledigt war.

Der Chinese ging wieder zurück. Die Peitsche rollte er ein und steckte sie weg.

Drei Polizisten erwarteten ihn. Drei erstaunte und neugierige Gesichter schauten ihn an.

»Und?«

»Er lebt nicht mehr.«

»Der Mann auch?«

Suko nickte. »Ja, er ist leider tot. Ich konnte nichts mehr machen. Sie werden ein Skelett finden, Gentlemen, das ist alles, was ich Ihnen sagen kann.«

»O Gott«, stöhnten die Männer nur.

Der Chinese nickte ihnen zu. »Meine Aufgabe ist damit erfüllt«, sagte er.

»Sagen Sie, Mister, was war das für ein Wesen, das Sie getötet haben?« wurde Suko angesprochen.

Er wich der Antwort aus. »Es ginge zu weit, wenn ich Ihnen das jetzt erklären sollte.«

»Aber wir brauchen Informationen für unseren Bericht.«

Suko winkte ab. »Das erledige ich schon.« Er verließ das Haus, in dem so Schreckliches passiert war. Ein Ghoul in London! Oder waren es mehrere?

Der Chinese wusste es nicht. Er konnte nur hoffen, dass dies ein Einzelfall gewesen war, und er musste darüber auch John Sinclair informieren. Nur - wo steckte der Bursche?

Bei Yard hieß es, dass er zum Hafen gewollt hatte. Mehr auch nicht.

Vielleicht zur Kosmetik-Fabrik der Fariacs, aber der Fall war abgeschlossen. Es liefen nur noch letzte Laboruntersuchungen, deren Ergebnisse wohl erst in den nächsten Tagen fertig waren.

Der Chinese gab zu, dass er vor einem Rätsel stand.

***

Brenda hatte es nicht geschafft!

Sie war nicht weggekommen. Zu schnell hatten die Anderen reagiert, als sie die Frau entdeckten.

Sie konnte nur noch eins machen. Hinter dem Mercedes Deckung suchen. Das tat sie auch, nahm den Koffer aber mit, denn der war für

sie am wichtigsten.

Als die ersten beiden Männer das Führerhaus verließen, hockte Brenda hinter dem rechten Kotflügel am Wagenende hatte den Arm mit der Waffe auf dem Kofferraum liegen, um genauer zielen zu können.

Und sie schoss.

Die Pistole ruckte in ihrer rechten Hand. Es gab einen trockenen Knall, und die Kugel hieb in das Führerhaus. Die Kerle aber spritzten sofort auseinander, schimpften und fluchten. Mit Schrecken sah Brenda, dass sie auch bewaffnet waren und sofort zurückschossen.

Diese Schüsse lagen besser.

Die erste jaulte knapp über sie hinweg, die zweite riss einen langen Streifen in das Dach des Wagens und splitterte dort den Lack ab.

Brenda duckte sich.

Ihr Innerstes war aufgewühlt wie nie. Vorhin hatte sie Nerven und Kaltschnäuzigkeit bewahrt. Hinzu kam eine ungeheure Brutalität, doch jetzt sah sie sich in der Falle. Gegen vier Gegner kam sie einfach nicht an.

Und an Flucht war nicht zu denken. Die letzten beiden Männer waren auf der anderen Seite des Führerhauses aus dem Wagen gesprungen. Brenda hatte sie nur kurz gesehen.

Sie kniete im Dreck. Vor so etwas hatte sie sich immer geekelt, aber jetzt sah sie keine andere Chance, als sich zu verteidigen oder einfach aufzugeben.

Tat sie letzteres, dann war auch das Geld futsch. Und wer gibt schon freiwillig solch eine Summe auf? Brenda Kelly zumindest nicht. Nein, sie wollte reich sein.

Nach einer Weile meldeten sich die Männer. »He, Süße, komm raus da. Du hast sowieso keine Chance.«

Brenda rührte sich nicht.

»Wir geben dir zehn Sekunden, dann bepflastern wir dich mit Blei, dass dir Hören und Sehen vergeht!«

Der Frau war klar, dass die Männer nicht blufften. Und sie wusste auch, dass sie keine normalen Bürger vor sich hatte oder irgendwelche Waldarbeiter. Diese liefen im Normalfall nicht bewaffnet herum, sondern trugen Äxte, Beile oder Sägen, aber keine Schießinstrumente.

»Noch fünf Sekunden, Süße!«

Brenda wurde von der Wut überschwemmt. »Fahrt zur Hölle, ihr miesen Hunde!«

Lachen. Rau, kalt und gefühllos. »Du bist mir eine, Süße. Aber keine Angst, wir werden dich schießwütigen Teufel schon klein kriegen.« Das letzte Wort war kaum ausgesprochen, als die Männer anfingen zu schießen.

Vier Waffen krachten gleichzeitig. Ein wahrer Kugelhagel ergoss sich

über den Wagen, hinter dem die Frau in Deckung lag. Brenda hörte, wie die Geschosse in die Karosserie hämmerten, dort Löcher rissen, und sie hoffte, dass es keinen Kurzschluss gab und der Wagen so in Brand geriet.

Noch geschah nichts. Brenda musste nur weiter runter und ganz in den Dreck, denn ihre vier Gegner wechselten öfter die Stellung. Sie hatten nun bessere Schusswinkel.

Jetzt machte sich bemerkbar, dass Brenda Kelly keine Routine besaß. Sie war zwar abgebrüht, gefühllos und kaltschnäuzig, aber solche Auseinandersetzungen kannte sie nur aus dem Fernsehen.

Als ein Geschoß dicht vor ihr den Boden aufwühlte, zuckte sie zur Seite und drehte sich herum. Die Hand mit der Waffe machte die Bewegung ebenfalls mit, doch Brenda Kelly kam nicht mehr dazu, den Zeigefinger zu krümmen.

Vor ihr stand ein Mann.

Er hatte eine Combat-Stellung eingenommen, hielt seinen Revolver mit beiden Händen fest und zielte auf die Frau.

»Eine falsche Bewegung, Killer-Lady, und du bist tot!«

Brenda blieb hocken. Starr, bewegungslos. Sie schaute den Mann an, sah auch an ihm vorbei und entdeckte die drei anderen Kerle, die jetzt auf ihren Kumpan zukamen.

Sie trugen ebenfalls Waffen.

Da wusste Brenda, dass sie verloren hatte. Mit einer wütenden Bewegung schleuderte sie ihre Pistole in den Dreck, wo sie von einem der Kerle aufgehoben und eingesteckt wurde.

»Okay, Killer-Lady, jetzt kannst du aufstehen«, sagte der Mann, der sie direkt bedrohte.

Brenda erhob sich. An ihrer Kleidung klebte der Schmutz. Lehm, Blätter und Dreck hatten ihre Spuren hinterlassen. Sie sah nicht nur so aus wie die Verliererin, sie fühlte sich auch so.

Die Männer hatten einen Halbkreis gebildet. Ihr Anführer, der Kerl mit den schwarzen Haaren, grinste kalt. »Da müssen Sie sich aber eine verdammt gute Geschichte einfallen lassen, Killer-Lady. Also. Haben Sie die beiden auf dem Gewissen?«

»Ja.«

Der Mann pfiff durch die Zähne. »Meine Anerkennung, das hätte nicht jede geschafft. Nein, nicht einmal Männer. Du scheinst im Training zu sein.«

Brenda hob die Schultern. »Es hat sich so ergeben, sonst hätten die anderen mich umgebracht.«

»Kann ich verstehen.«

»Wieso?«

»Wer so abgebrüht ist, dem muss man ja Stoff geben, meine Liebe. Warum habt ihr euch gekillt?«

Ja, warum, dachte Brenda Kelly. Sie war eine intelligente Frau und hatte sich auch schon eine Erklärung bereitgelegt, von der sie annahm, dass die Kerle sie schlucken würden.

»Eine Agentengeschichte. Es ging um heiße Papiere. Ich arbeite für die Regierung, die anderen beiden kämpften auf der Gegenseite. Hier kam es zum Countdown.«

»Es kann auch umgekehrt gewesen sein«, bemerkte der Schwarzhaarige.

»Wieso?«

»Dass du eine feindliche Agentin bist.«

»Nein.«

»Beweise es.«

»Sie müssen mir glauben.«

»Vielleicht.« Der Mann nagte auf seiner Unterlippe. Er schaute die Frau an, dann traf sein Blick den Koffer, was Brenda sehr wohl bemerkte. Ein heißer Schreck durchströmte ihr Inneres.

»Da sind wohl die Papiere versteckt?« fragte der Schwarzhaarige.

»Genau.«

»Kann ich sie sehen?« Er lächelte.

Jetzt wurde es kritisch. Brenda musste sich auf die Schnelle etwas einfallen lassen.

»Wozu?« Sie hob die Schultern. »Damit können *Sie* nichts anfangen. Nur für Fachleute.«

»Wer sagt dir denn, dass ich kein Fachmann bin?«

»Das liegt auf der Hand«, konterte Brenda Kelly. »Unsere Begegnung ist nur zufällig. Sie stehen doch im anderen Lager. Sind Gangster oder Killer.«

»Sind Sie besser?« höhnte der Mann.

»Ich arbeite für die Regierung.«

Der Schwarzhaarige lachte. »Gerade ihr seid doch die größten Henker, denn eure Taten werden offiziell geschützt. Ihr killt und werdet nicht eingebuchtet. Wären wir nicht zufällig hier vorbeigekommen… na ja, lassen wir das. Ich will den Koffer. Gib ihn her, Killer-Lady.«

»Es ist wirklich uninteressant.«

»Nein, verdammt. Her damit!«

Bevor die Frau reagieren konnte, war der Schwarzhaarige vorgetreten, hatte sich gebückt und den Koffer an sich genommen. Er warf ihn einem seiner Kumpane zu.

»Öffnen!«

Brenda Kelly hielt den Atem an. Jetzt war alles aus, da brach ihr Lügengebilde wie ein Kartenhaus zusammen. Keine Chance mehr. Sie würden das Geld finden und sie wahrscheinlich töten.

Der Mann fummelte noch an den Schlössern herum und atmete auf,

als der Deckel hochklappte. Er gab jedoch nicht acht, so dass die Tasche aus dem Koffer rutschte und zu Boden fiel.

In der Eile hatte Brenda sie nicht völlig geschlossen. Das wurde ihr jetzt zum Verhängnis.

Pfundnoten rutschten heraus und blieben auf dem feuchten Boden liegen.

Die Kerle bekamen Stielaugen. »Mann«, sagte einer. »Von wegen, Papiere. Das ist Geld.«

»Und welch eine Menge«, flüsterte ein anderer andächtig.

»Das sind bestimmt 'ne halbe Million.«

»Mehr, mehr.«

Der Schwarzhaarige beteiligte sich nicht an der Unterhaltung. Er hielt Brenda Kelly in Schach. »Wirklich tolle Papiere«, sagte er. »Sogar James Bond hätte daran seine Freude gehabt. Leider bist du kein Bond. Auch die Agentin nehme ich dir nicht ab, Süße. Du bist eine Mörderin und geldgieriges Luder. Eben eine Killer-Lady, wie ich schon zu Beginn sagte.«

Brenda sah ein, dass sie verloren hatte. Sie versuchte es jetzt mit einem Kompromiss. »Wir könnten uns ja einigen«, schlug sie vor. »Das Geld reicht für alle.«

»Klar, besonders für uns. Wie viel Geld ist es denn?«

»Eine Million Pfund.«

Der Schwarzhaarige grinste. »Die kann man zwar durch fünf teilen, aber auch durch vier. Und vier gefällt mir besser.«

Brenda Kelly schluckte. Mit einer ähnlichen Reaktion hatte sie gerechnet, aber sie wollte es genau wissen. »Was haben Sie vor?« fragte sie mit leiser Stimme.

»Zwei Tote liegen hier. Und wir haben Särge geladen, in die wir die Leichen einladen. Deine natürlich auch, Süße. Ob zwei oder drei Tote - spielt es eine Rolle?«

Brenda gab keine Antwort. Was sollte sie auch sagen? Der andere hatte sowieso die besseren Argumente. Vier Revolver überzeugten immer.

»Leg den Koffer in den Wagen!« befahl der Schwarzhaarige. »Wir werden danach teilen.«

Danach! dachte Brenda. Nachdem sie mich erschossen haben. Jetzt bekam auch sie Angst, und die gnadenlosen Augen des schwarzhaarigen Mannes verrieten ihr, dass sie keine Gnade zu erwarten hatte.

Ein anderer Mann bekam von ihm die Order, den Bunker aufzuschließen. Und zwar die Tür mit dem modernen Schloss.

Der Mann verschwand.

Brenda Kelly wurde jetzt nur noch von zwei Leuten in Schach gehalten. Auch gegen sie hatte die Frau keine Chance.

»Alles klar!« rief der Mann von der Bunkertür her. »Ihr könnt kommen!« Er zog die Tür auf. An ihrer Stelle sah man jetzt ein viereckiges dunkles Loch.

»Geh hin!« befahl der Schwarzhaarige seinem Kumpan.

Brenda versuchte es ein letztes Mal. »Können wir uns denn nicht doch noch einigen?«

»Nein, verdammt!«

»Dann können Sie mich auch hier töten!«

»Im Bunker ist es besser.« Der Schwarzhaarige grinste. Dann rief er seinen Kumpanen zu: »Ladet ihr schon mal die Särge ab! Ich gehe mit der Süßen hier vor!«

Brenda blieb nichts anderes übrig, als der Aufforderung nachzukommen. Mit hochgezogenen Schultern und gesenkten Kopf schritt sie auf den Bunker zu, während sich die drei anderen Männer dem Lastwagen näherten, auf dessen Ladefläche ich hockte…

***

Die ganze Zeit über hatte ich das Geschehen beobachtet. Nichts war mir entgangen, denn mein Blickwinkel war sehr günstig. Sogar ihre Gespräche hatte ich mit angehört und war von der Brutalität dieser Menschen wieder einmal fassungslos.

Auch die Frau, eine zweifache Mörderin, war nicht besser als die Gangster des Logan Costello.

Sie hatte aus Habgier gekillt, trotzdem konnte ich nicht zulassen, dass sie erschossen wurde.

Ich hatte schon vom Wagen springen wollen, als der Schwarzhaarige die Mörderin auf den Bunker zuführte, doch dann bekam ich eine bessere Gelegenheit.

Drei Männer kamen in geschlossener Reihe auf den Lkw zu. Und - was am wichtigsten war -, sie hatten ihre Waffen weggesteckt, weil die sie zu sehr behinderten.

Es sah gut aus.

Ich ließ die Männer ankommen und machte mich sprungbereit. Vor der Ladefläche blieben sie einen Augenblick stehen und sprachen über das Geld, das ihnen buchstäblich in den Schoß gefallen war. Alle wollten ein großes Fass aufmachen, darin waren sie sich einig.

»Erst die Särge«, sagte jemand. »Dann können sie uns alle.«

Die Plane wurde hochgeklappt. Erst nur ein kleines Stück, dann aber mit einem Ruck ganz nach oben.

Die drei Männer schauten auf die dunkle Fläche. Deshalb konnten sie mich nicht sofort sehen.

Dafür aber spüren.

Blitzschnell kam ich über die völlig überraschten Gangster. Sie stießen nicht einmal einen Laut der Überraschung aus, denn ich

sprang sie wie ein Panther an.
Den ersten traf ich mit beiden Beinen an der Brust. Der Mann wurde zurückgeworfen und krachte hart zu Boden. Dabei prallte er mit dem Hinterkopf gegen einen Stein. Sein Schädel war weicher, er hielt den Zusammenstoß nicht aus, und der Kerl wurde bewusstlos, was ich allerdings nicht sofort sah, denn ich musste mich um die beiden anderen Typen kümmern.
Ich selbst hatte mich gut fangen können und war auf den Beinen geblieben. Sofort wirbelte ich herum. Die Beretta hielt ich bereits in der Rechten.
Mit ihr schlug ich zu.
Gangster Nummer zwei bekam den Lauf unter das Kinn geknallt und kippte zurück bis an die Ladefläche.
Der dritte zog seine Waffe.
Und plötzlich starrte er in die Beretta-Mündung. Er blieb steif stehen.
»Alles klar?« fragte ich.
Er nickte.
»Umdrehen!«
Der Mann gehorchte. Er war noch in der Drehung, als ich zuhieb. Es gab ein dumpfes Geräusch, dann sackte der Knabe zu Boden und blieb bewusstlos liegen.
Aber der dritte war noch da.
Und er stürzte auf mich zu, weil er den ersten Hieb inzwischen verdaut hatte.
Ich empfing ihn mit einer gestochenen Linken, die ihn ziemlich durchschüttelte.
Sofort setzte ich nach, wobei meine gekrümmte Handkante einen Halbkreis beschrieb.
Der Gangster stellte sich für einen Moment auf die Zehenspitzen, als er den Treffer spürte; dann wurden seine Augen glasig, und er sackte korkenzieherartig zu Boden, wo er liegen blieb und sich nicht mehr rührte.
Das war's.
Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Drei Gegner zu schaffen, gelingt mir auch nicht immer. Ich hatte meinen Erfolg einem wahren Glücksfall zu verdanken.
Die Männer waren mit ihren Gedanken bei der hohen Summe gewesen und hatten auch nicht damit gerechnet, einen blinden Passagier auf der Ladefläche zu finden.
Jetzt brauchte sich von ihnen keiner mehr Gedanken darüber zu machen. Sie würden erst einmal schlafen. In der Zwischenzeit konnte ich mich um den vierten kümmern.
Diesen Schwarzhaarigen wollte ich auch noch schnappen. Und natürlich die Frau.

Sie sollte mir auf keinen Fall durch die Lappen gehen, sondern sich vor Gericht für ihre Taten verantworten.

Ich schaute zum offenen Bunker hinüber.

Von dem Verbrecherpaar war nichts zu sehen. Die Dunkelheit des Bunkers hatte beide geschluckt. Auch war mein Kampf gegen die drei anderen keinem aufgefallen.

Ich konnte mich also ungestört an den Bunker heranschleichen, was ich auch tat.

Dabei nahm ich nicht den direkten Weg, sondern schlich mehr seitlich auf mein Ziel zu, dass ich auch von innen nicht sofort gesehen werden konnte.

Am Eingang blieb ich stehen.

Bisher hatte ich kein Licht im Bunker gesehen, doch als ich nun um die Ecke peilte, bemerkte ich einen schwachen Schein.

Stimmen vernahm ich allerdings nicht.

Ich drehte mich förmlich in den Bunker hinein und gelangte in einen dunklen Gang.

Allerdings liefen noch alte Kabel unter der Decke her. Hin und wieder sah ich auch durch kleine Gitter geschützte Lampen, die die Kabelreihe ab und zu unterbrachen.

Zu beiden Seiten des Gangs waren Bänke an dem Gestein befestigt. Hier hatten die Menschen früher gesessen und die schweren Bombenangriffe abgewartet.

Jetzt lag nur noch Staub auf dem Holz.

Ich wurde noch vorsichtiger und duckte mich mehr zusammen, je näher ich dem Lichtschein kam.

Drei, vier Schritte noch, dann blieb ich stehen, denn dicht vor mir hörte der Gang auf.

Dafür schaute ich in das unterirdische Gewölbe und sah dort ebenfalls zahlreiche Särge. Da stand ein ganzes Lager voller Totenkisten. Nur in der Mitte war noch etwas frei.

Unwillkürlich fragte ich mich, wer so viele Särge sammelte. Es war jedoch müßig, weiter darüber nachzudenken, denn erst einmal musste ich einen Mord verhindern.

Auf der freien Fläche hielten sich der Mann und die Frau auf. Die Mörderin hatte beide Arme hoch erhoben, während der Schwarzhaarige sie mit der Waffe bedrohte.

Soeben sagte er: »Du kannst dir einen Sarg aussuchen, Killer-Lady. Wen möchtest du haben?«

»Keinen. Schieß endlich!« sagte die Mörderin mit spröder Stimme.

»Okay, Süße, du hast es nicht anders gewollt!«

Das war genau die Situation, wo ich eingreifen musste. Ich tauchte wie ein Geist auf, und meine Stimme hallte dumpf durch die große Bunkerhöhle.

»Ich an deiner Stelle würde nicht abdrücken, Freund!«

***

Der Schwarzhaarige hörte meinen Befehl, und sämtliches Leben schien aus seinem Körper zu weichen. Er stand da, als hätte ihn jemand fest geleimt.

Aber auch die Frau war überrascht. Sie drehte sich zwar nicht, schielte aber in meine Richtung.

»Wer bist du?« fragte der Mann, nachdem er seinen ersten Schock überwunden hatte.

»Ein Freund.«

Er lachte nur.

»Wirklich«, hakte ich nach. »Ich bin ein Freund. Ich möchte dich nämlich vor Dummheiten bewahren. Ich weiß nicht, ob du schon einen Menschen getötet hast, aber du bist dabei, ein furchtbares Verbrechen zu begehen, wofür es keine Entschuldigung gibt. Deshalb sei froh, dass ich rechtzeitig gekommen bin.«

»Wo sind die anderen?«

»Die schlafen.«

Jetzt zuckte der Schwarzhaarige zusammen. »Wer bist du eigentlich, und wo kommst du her?«

»Ich fuhr mit euch, auf der Ladefläche, und ich habe euch schon beobachtet, wie ihr die Särge am Hafen ausgeladen habt. Ich weiß alles und bin außerdem noch Oberinspektor bei Scotland Yard. Damit ist alles gesagt, lass die Kanone fallen.«

»Ein Bulle!« keuchte er.

»Der dich vor Schaden bewahren will.«

»Aber sie hat gekillt. Zwei Männer hat sie umgebracht, Bulle. Mit ihr kannst du dich befassen.«

»Halt das Maul!« zischte Brenda.

»Keine Angst, die Lady kommt auch noch an die Reihe. Aber erst bist, du dran.«

»Nein, Bulle. Ich werfe die Kanone nicht weg. Eine Million kann ich kriegen, und jetzt soll ich aufgeben? Bulle, das ist eine Sache zwischen dir und mir. Ich brauche auch nicht mehr zu teilen. Deshalb wäre ich dumm, wenn…«

Er sprach nicht mehr aus, was er noch sagen wollte, sondern flirrte herum und schoss.

Er feuerte in der Bewegung, fiel zu hastig, und auch die zweite Kugel wischte an mir vorbei.

Dann schoss ich zurück.

Vor der Mündung zuckte es blass auf, und im nächsten Augenblick hieb die geweihte Silberkugel in den Arm des Verbrechers. Es war der rechte, der Schussarm.

Der Mann ruckte hoch, als befänden sich unter seinen Füßen Sprungfedern. Die Waffe ließ er fallen, presste seine Hand auf die Wunde und taumelte zur Seite, wobei er nicht acht gab und zwischen die aufgestellten Särge fiel.

Ich hatte mich sekundenlang nur auf ihn konzentriert. Diese Chance nahm die Frau wahr.

Waffenlos sprang sie mich an. In ihrer Wut und ihrem Hass wirkte sie wie eine gereizte Tigerin. Ich kam nicht schnell genug weg, sie prallte gegen mich und wollte alle zehn Fingernägel durch mein Gesicht ziehen.

Eine Hand schlug ich zur Seite, die zweite streifte mich am Hals und riss dort die Haut auf.

Ich drückte das Weib von mir. Sie ruderte mit den Armen, hielt sich jedoch und griff erneut an.

Obwohl sie eine zweifache Mörderin war, scheute ich davor zurück, hart zuzuschlagen. Ich brachte es einfach nicht fertig, ihr so zu begegnen, wie einem Mann.

Mit ihren Fäusten trommelte und schlug sie auf mich ein, wobei sie mir die wildesten Beschimpfungen entgegenschleuderte. Das Kopftuch hatte sich gelöst und war zu Boden geflattert. Aschblondes Haar fiel strähnig in das Gesicht der Furie, die so gut wie kaum zu bremsen war.

Immer wenn ich dachte, einen ihrer Arme gepackt zu haben, entwischte sie wieder.

Schließlich gelang es mir doch.

Ich hatte meine Beretta hastig weggesteckt und konnte nun beide Hände zu Hilfe nehmen. Dadurch bekam ich auch ihren rechten Arm, bog ihn hoch und nahm die Furie in den Polizeigriff. Wenn sie sich nicht irgend etwas brechen wollte, musste sich die Frau meinem Druck beugen. So gelangte sie in eine gebückte Haltung, aus der heraus sie auch noch nach hinten treten wollte und nur knapp mein Schienbein verfehlte, so dass ich den Arm noch höher biegen musste, damit sie ihre Attacken stoppte.

»Ruhig!« zischte ich.

Sie erschlaffte. Urplötzlich gab sie auf und begann zu weinen, was mich jedoch nicht erschütterte.

Nicht die Tränen einer zweifachen, eiskalten Mörderin.

»Hören Sie auf!« fuhr ich sie an. »Das Geheule nimmt Ihnen keiner ab, und ich schon gar nicht.«

Sie verstummte tatsächlich und zog nur noch einmal die Nase hoch. Dafür sagte sie mit erstickt klingender Stimme: »Mister, eine Million liegen in dem Wagen. Wir können teilen 500.000 sind auch für einen Bullen verdammt viel Geld, überlegen Sie sich das.«

»Nein!«

»Alles. Sie kriegen alles. Einverstanden? Und ich lege auch noch diesen Idioten da um!«

Hoppla, da hatte sie mich auf eine Idee gebracht. Der Mann war zwar verletzt, aber noch nicht ausgeschaltet.

Ich drehte mich und nahm die Frau mit.

Der Schwarzhaarige lag zwischen den Särgen und versuchte, auf die Beine zu gelangen, was gar nicht so einfach war, da er seinen rechten Arm nicht gebrauchen konnte.

»Bleiben Sie liegen!« befahl ich.

»Verdammt!« keuchte er. »Ich bin verletzt. Ich brauche einen Arzt. Hol mir einen. Ich krepiere…«

»So leicht stirbt man nicht.«

»Mistbulle.«

Er hasste mich, obwohl ich ihn vor der wohl größten Dummheit seines Lebens bewahrt hatte. Aber das konnten oder wollten diese Verbrecher nicht einsehen.

Er hörte auch nicht auf mich, sondern kämpfte sich weiter in die Höhe, weil er unbedingt aufstehen wollte.

Ich wollte etwas sagen, ihn weiterhin abhalten, da geschah etwas, was mir buchstäblich den Atem raubte.

Die beiden Särge, zwischen denen der Gangster lag, blieben nicht mehr auf dem Boden, sondern erhoben sich.

Ja, sie schwebten plötzlich. Der Schwarzhaarige hatte noch den linken Arm auf einem der Särge liegen gehabt, jetzt fiel er herunter. Etwa ein Yard über dem Boden blieben die Särge in der Luft stehen.

Da hatte ich den Beweis.

Der Stauer Ladween war zu mir gekommen und hatte von fliegenden Särgen gesprochen.

Sie flogen tatsächlich.

Aber nicht nur die beiden, auch im Hintergrund der Höhle erhoben sich zwei weitere Särge und schwebten lautlos auf die beiden ersten Totenkisten zu, wobei sie sich über sie setzten, allerdings so knapp, dass kaum eine Handbreit Zwischenraum blieb.

Ich starrte die Särge an.

Plötzlich wusste ich, dass mir von ihnen eine große Gefahr drohte. Die würden nicht in der Luft stehen bleiben, sondern…

Ich konnte den Gedanken nicht zu Ende denken, denn schon geschah es. Die Särge flogen los.

Genau auf die Frau und mich zu!

***

Ich ließ die Mörderin los. Jetzt gab es nur noch eine Chance für uns.

Flucht!

»Laufen Sie!« brüllte ich der schreckensbleich dastehenden Frau zu

und gab ihr einen Stoß, weil sie nicht sofort reagierte.

Ich selbst rannte, denn die schweren Särge würden uns zerschmettern, wenn sie uns erreichten.

Trotz meiner trampelnden Schritte hörte ich das Zischen, wie die Särge durch die Luft schnitten. Sie kamen mir vor wie makabre Raketen, und ich warf einen raschen Blick nach rechts, wo die Mörderin rennen musste.

Ich sah sie nicht. Sie musste wohl hinter mir sein.

Dann hörte ich ihren Schrei.

Grauenhaft, spitz und grell hallte er in dem alten Bunker wider und pflanzte sich als schauriges Echo fort, das mir fast das Blut in den Adern zu Eis werden ließ.

Ich warf mich gegen die Wand und tauchte gleichzeitig zu Boden. Zum Glück, denn die zweite schwere Totenkiste wuchtete über meinem Kopf hinweg.

Eine jedoch hatte die Mörderin erwischt. Mit der Kante war die Frau am Kopf getroffen und zu Boden geschmettert worden. Sie lag dort in verrenkter Haltung, und ich sah die Lache unter ihrem Gesicht, die sich langsam ausbreitete.

Blut.

Im nächsten Augenblick zischten die beiden nächsten Särge vorbei. Diese vier waren durch den Gang nach draußen geflogen.

Aus dem Hintergrund der Höhle hörte ich den Schwarzhaarigen schreien, während ich neben der Frau in die Knie ging und in ihr Gesicht schaute.

Angst und Entsetzen hatten es in den letzten Sekunden ihres Lebens gezeichnet.

Beides war auf ihren Zügen wie fest gemeißelt. Ich sah aber auch den leeren Ausdruck in ihren Augen, wo die Pupillen wie gebrochenes Glas wirkten.

Es gab keinen Zweifel.

Die zweifache Mörderin lebte nicht mehr. Das Schicksal, das sie den anderen zugedacht hatte, unter anderem auch mir, hatte sie nun selbst erwischt.

Der Schwarzhaarige schrie. »He, Bulle, wo bist du? Verdammt, hol mich hier weg!«

»Bleib liegen!« brüllte ich zurück. »Ich werde dich holen, aber später!«

»Neiiinnn…!« Er heulte auf. Ich kümmerte mich nicht um das Geschrei, im Moment hatte ich andere Sorgen. Die fliegenden Särge waren es. Ihr Geheimnis wollte ich unbedingt enträtseln.

Wie kam es dazu, dass sie, die toten Gegenstände, fliegen konnten? Welche Macht trieb die Totenkisten an?

Magie? Oder waren es die Ghouls, die vielleicht in den Särgen

hockten? Ich konnte es einfach nicht lassen, mir darüber Gedanken zu machen, obwohl es jetzt wichtiger war, die fliegenden Särge als Tatsache hinzunehmen und wegzukommen.

Vier waren jedenfalls durch den Gang nach draußen geflogen. Ob sich alle Särge, die hier lagerten, selbständig machen konnten, wusste ich nicht.

Auch die vier reichten.

Ich rannte jetzt nicht mehr, sondern ging vorsichtig dem Ende des Ganges entgegen.

Der Schwarzhaarige weit hinter mir hatte sich beruhigt. Er sah wohl ein, dass es besser war, wenn er keinen aufmerksam machte.

Womit konnte ich den fliegenden Särgen begegnen? Mit der Beretta wohl kaum. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass diese Särge durch Kugeln zu stoppen waren, da musste man wohl eine andere Magie anwenden. Welche, das wusste ich auch nicht.

Ich blieb erst mal stehen, als ich den Ausgang des Bunkers erreichte. Mit Argusaugen peilte ich nach draußen und suchte die vier Särge. Ich sah sie nicht.

Dafür den Lastwagen, den Mercedes und die beiden Toten. Auch die von mir niedergeschlagenen Männer lagen noch dort und rührten sich nicht. Sie bekamen zum Glück von all dem nichts mit.

Die frische Luft fuhr mir ins Gesicht. Sie schmeckte winterlich kühl. Der Himmel war mit dichten, grauen Wolken überzogen, die sich immer tiefer senkten und bald ihre Schneelast abladen würden.

Zwei weitere Schritte brachten mich soweit, dass ich einen noch besseren Überblick bekam, doch die Särge waren verschwunden.

Stille lag über dem Land. Ich steckte meine Waffe weg und schaute mich um.

Kahle Bäume, der graue Himmel, aber von den fliegenden Särgen sah ich keine Spur.

Sie waren weg.

Ich schluckte einen Fluch herunter, denn damit hatte ich nicht gerechnet.

Noch war alles unklar in diesem Fall. Es gab fliegende Särge, eine Mörderin, eine Million Dollar, zwei Tote, aber wie hing das alles zusammen? Und welch eine Rolle spielten die Ghouls in dem Fall?

Oder war es vielleicht nicht ein Fall, sondern zwei?

Ein Geräusch machte mich aufmerksam. Es hörte sich an wie ein Brausen und Pfeifen, und es erklang über mir.

Ich hob den Kopf.

Da sah ich sie.

Vier Särge stießen aus den grauen tiefhängenden Wolken nieder, in denen sie sich versteckt hatten. Und alle vier Särge waren besetzt. Auf ihnen hockten die Ghouls…

***

Jeder Dämon hatte auf einem Sarg Platz genommen. Er saß ziemlich weit vorn, dicht hinter der Kante.

Vier schleimige Wesen, die natürlich auch wussten, dass in der Nähe Tote lagen und sich damit beschäftigen wollten.

Aber diese Suppe versalzte ich ihnen, das hatte ich mir fest vorgenommen.

Wieder zog ich meine Waffe. Ich drehte mich, schaute in alle vier Richtungen, denn sie schössen wirklich daraus hervor, um mich einzukesseln.

Größer wurden die Särge. Auch die Ghouls schienen zu wachsen. Ich sah ihre weit aufgerissenen Mäuler mit den widerlichen, harten, stiftartigen Zähnen, und ich sah ihr Grinsen.

Für sie war ich ein Opfer.

Leicht wollte ich es ihnen nicht machen. Diesmal lief ich nicht weg, sondern ging in die Knie.

Einen Sarg, oder besser gesagt, den »Steuermann«, nahm ich aufs Korn.

Ich musste dabei in die Knie, weil ich so einen besseren Schusswinkel hatte.

Ungefährlich war das nicht, denn von den drei anderen Seiten näherten sich ebenfalls die Särge mit hoher Geschwindigkeit, und alle vier würden mich gleichzeitig erreichen.

Dann schoss ich.

Über Kimme und Korn hatte ich gezielt, um mich in dieser wichtigen Sekunde nicht ablenken zu lassen. Und ich sah, wie die geweihte Silberkugel in die Brust des auf dem Sarg hockenden Ghouls hieb.

Ein Windstoß schien den Dämon von der Totenkiste zu fegen, so wuchtig war der Einschlag. Ich sah noch ein wirbelndes grüngelbes Wesen, dann wurde es für mich Zeit.

Was ich hier ziemlich langsam schildere, spielte sich in Wirklichkeit sehr schnell ab.

Eine Sache von Sekunden praktisch. Und innerhalb von Sekunden musste ich auch weg.

Zum Glück kam ich auf dem widrigen Boden gut in Schwung. Ich rutschte nicht aus, startete zur Seite und rannte auf die nächstbeste Baumgruppe zu.

Ich hatte sie noch nicht erreicht, als ich bereits das Splittern vernahm.

Ein Aufschlag, ein Krach, der Sarg war in die Erde gerast und auseinandergeplatzt.

Im nächsten Augenblick fiel ich zwischen die Bäume und das sperrige Unterholz.

Zweige schlugen in mein Gesicht, kratzten über die Haut, hakten sich

an die Kleidung, ich prallte zu Boden, rutschte mit dem Kinn durch den Dreck und rollte mich zur Seite.

Jetzt bekam ich besseres Blickfeld.

Der Sarg war in der Tat gegen die Erde gerast und vollständig zersplittert. Die anderen drei aber waren von den Ghouls rechtzeitig herumgerissen und wieder in die Höhe gezogen worden, wo sie sich zu einem neuen Angriff formierten.

Der von der Kugel getroffene Ghoul lag auf der feuchten Erde und verging. Die Flüssigkeit sickerte in den Boden.

Ich stand auf.

Drei Gegner noch.

Ob ich die schaffte, war fraglich. Ich konnte nicht so schnell rennen, wie die Särge flogen, und der Weg zum Mercedes war auch ziemlich weit. Sie hätten mich immer erwischen können. Ob ich mit dem Fahrzeug entkam, war auch fraglich.

Was also tun?

Stellen.

Noch hatte ich die Beretta. Und darin steckten genügend Kugeln, um die Ghouls zu vernichten.

Ich suchte die Ziele. Die Särge befanden sich ziemlich hoch in der Luft, eigentlich zu hoch für einen sicheren Schuss. Meine Gegner schienen genau zu wissen, wie sie mich hinhalten konnten. Zudem waren sie durch den Tod ihres Artgenossen gewarnt.

Ich lockte sie.

Die Deckung verließ ich und stellte mich auf die freie Fläche vor den Bunker.

Die verdammten Ghouls sollten endlich kommen, ich wollte dieses Rätsel lösen.

Und sie kamen.

Zumindest einer.

Über mir kippte der Sarg plötzlich nach vorn. Es sah aus, als würde er abstürzen, dann jedoch wurde sein Flugwinkel besser, und die makabre Totenkiste nahm den direkten Kurs auf mich.

Ich ging in Combat-Stellung.

Zielen und feuern - eine Bewegung.

Aber daneben. Die Kugel traf nur den Sarg, da richtete sie keinen Schaden an.

Der zweite Schuss.

Diesmal war der verfluchte Sarg schon zu nah. Ich hörte noch das rollende Echo, als ich mich bereits zur Seite warf. Noch in der Luft vernahm ich das Splittern, als der nächste Sarg voll in den Boden rammte und auseinander gerissen wurde.

Der Ghoul schrie klagend, es hörte sich an wie ein Tier. Ich kümmerte mich nicht darum, denn die beiden letzten Särge hatten

sich gedreht und nahmen Kurs auf mich.

Sie flogen nebeneinander.

Wenn ich ihnen so entgegensah, erinnerte sie mich an zwei Raketen, die man auf ihr Ziel programmiert hatte.

Schießen konnte ich nicht mehr. Wenn ich einen Ghoul traf, würde der andere noch übrig bleiben.

Es gab nur eine Chance.

Rein in den Wald.

Und ich rannte los, als ginge es um Weltmeisterehren. Meine Füße stampften über den harten Boden. Ich rutschte weg, fing mich wieder, rannte weiter und vernahm hinter mir die wilden Schreie.

Jeden Moment erwartete ich den mörderischen Aufprall, den ich nicht überleben konnte, weil er mir das Rückrat brechen würde. Und dann riskierte ich es, stieß mich ab und warf mich mit einem verzweifelten Sprung zwischen die Bäume.

Geschafft?

Ein Krachen, dumpfe Aufprallgeräusche. Bäume zitterten. Ich vergrub meinen Kopf in beide Arme. Etwas klatschte auf meinen Rücken, Dreck spritzte über mich, dann wurde es ruhig.

Ich war unverletzt.

Glück gehabt.

Sofort kam ich auf die Füße, drehte mich um und sah die Särge, von denen nur Überreste zwischen Bäumen und Unterholz herumlagen. Skurille Gebilde, die einmal so gefährlich gewesen waren.

Die Ghouls hatten überlebt.

Sie wanden sich über den Boden und glitten unter den Trümmern hervor, bevor sie sich erhoben.

Einer stand dicht bei mir und öffnete sein Maul.

Ich schoss.

Die Kugel klatschte in den Kopf des schleimigen Wesens, das sich hier in seiner Urform zeigte. Die widerlichen, schleimigen Bestien krochen auch durch die Gänge unter den Friedhöfen.

Das geweihte Silber zerstörte den Ghoul. Er zerlief nicht, sondern trocknete buchstäblich aus, wobei sich sein unförmiger Körper immer mehr zusammenzog.

Der letzte Ghoul.

Diese Bestie wollte sich absetzen. Hüpfend übersprang er die Trümmer der Särge und suchte das Weite.

Ich blieb ihm auf den Fersen.

Und ich war schneller. Mit den Schuhen schleuderte ich störende Bretter zur Seite, dann hatte ich ihn.

Diesmal nahm ich nicht die Beretta, sondern das Kreuz. Als sich der Ghoul umwandte, schleuderte ich es ihm entgegen.

Voll bekam er es mit.

Die geweihte Macht zerstrahlte ihn buchstäblich. Es gab eine grelle Lichtexplosion, die mich sogar blendete, und als ich wieder klar sehen konnte, war von dem Ghoul nichts mehr zu sehen.

Das war's dann. Ich bückte mich, nahm mein Kreuz auf und ging wieder zurück.

Ich wollte noch den Schwarzhaarigen holen, wie ich es ihm versprochen hatte.

Er verließ gerade den Bunker. Totenbleich im Gesicht. Er hob den gesunden Arm und krächzte: »Ich… ich habe alles gesehen…«

Dann fiel er in Ohnmacht.

***

Wir hatten uns in den Mercedes gesetzt. Der Mann hieß Dale Arden, wie er mir erzählte, als ich seine Wunde provisorisch verband. Das Geld lag auf dem Rücksitz.

Ich würde es abgeben und dafür sorgen, dass es in die richtigen Hände kam.

Aber von Arden wollte ich wissen, wie das alles zusammenhing. Warum diese Sargsammelei?

Er wusste nicht viel.

»Wir sollten sie nur hier in diesen Bunker schaffen«, erklärte er.

Ich starrte durch die Scheibe. »Sonst nichts?«

»Nein.«

»Waren Sie schon mal hier?«

»Ja, wir haben das Schloss angebracht.«

»Für Logan Costello.«

Er nickte.

»Sammelt Costello Särge?« fragte ich.

»Keine Ahnung. Es sieht so aus.«

Ich dachte nach. Es konnte sein, dass er diese Totenkisten brauchte, um unbequeme Mitwisser loszuwerden, aber welche Rolle spielten dann die Ghouls? Was hatte Costello mit den Bestien zu tun?

Das wusste Arden auch nicht, als ich ihn danach fragte. Er hob nur die Schultern.

Andererseits sah solch eine Aktion ganz nach Dr. Tod aus. Er war der einzige, der mit einem gewaltigen Sarglager etwas anfangen konnte. Als Versteck für Ghouls oder Vampire. Das alles konnte durchaus passieren. Ob es so gewesen war, wußte ich nicht. Vielleicht würde ich es gar nicht erfahren. Auf jeden Fall wollte ich das Lager räumen lassen.

Ich startete.

»Wohin?« fragte mich Arden.

»Sie müssen in ärztliche Behandlung.«

»Ist Ihnen das nicht egal, was mit mir geschieht?«

»Auf keinen Fall.«
»Hm, ein menschlicher Bulle.«
»Soll es ja geben.« Danach schwieg ich, weil ich Mühe hatte, den Wagen auf dem schmalen Feldweg zu halten. Er schaukelte wie ein Schiff bei hohem Seegang. Und Arden, der sowieso schon einiges hinter sich hatte, wurde leicht grün im Gesicht.
Leider besaß das Fahrzeug kein Telefon. Ich konnte die Kollegen erst von der nächsten Zelle aus sprechen. Als wir die Straße erreichten, war ich froh. Die Schaukelei hörte auf. Endlich wieder Asphalt.
Da machte mich etwas stutzig.
Das flappernde Geräusch über uns. Ich kurbelte die Seitenscheibe nach unten und streckte meinen Kopf hinaus, während Arden durch die Frontscheibe schielte.
Der graue Hubschrauber verschmolz fast mit den Wolken, die immer tiefer sanken.
Dennoch sah ich genau, welchen Kurs die Maschine einschlug. Sie flog in Richtung Bunker.
Ich stoppte.
»Was ist denn jetzt los?« fragte Arden.
»Wir müssen wieder zurück.« So rasch es ging, wendete ich den großen Wagen und fuhr zurück schneller als hin. Fast hätte ich sogar den schmalen Weg übersehen und riss im letzten Moment das Steuer herum.
Diesmal prügelte ich den Mercedes über die schlechte Wegstrecke. Der Hubschrauber war nicht mehr zu sehen, da ich jedoch weiterhin das Fenster geöffngt hatte, hörte ich ihn.
Er musste bereits gelandet sein.
Ich fuhr noch schneller.
Wir hüften auf den Sitzen. Einmal stieß ich mir sogar am Wagenhimmel den Kopf.
Dale Arden hatte die Zähne zusammengebissen. Diese Fahrt tat seiner Verletzung nicht gut.
»Halten Sie durch«, sagte ich, »und gehen Sie in Deckung.« Ich hatte ein unbehagliches Gefühl bei der Sache.
Die ersten Flocken fielen vom Himmel und tupften gegen die breite Frontscheibe.
Ich hielt.
Der Hubschrauber war ebenfalls gelandet. Noch drehten sich die Rotorblätter. Es stieg auch niemand aus, und das machte mich stutzig. Deshalb blieb auch ich sitzen.
Die Beretta hatte ich auf meinem Schoß liegen.
Dann schwang die Tür des Hubschraubers auf. Heraus stieg - eine Frau. Dunkle Haare, die im Rotorwind flatterten. Eine leichte Pelzjacke trug sie und eine enge Hose.

Ich sah aber auch die Maschinenpistole in ihrer Hand. Ohne Waffe konnte ich mir die Frau überhaupt nicht vorstellen. Pamela Scott, auch Lady X genannt, war ein Mitglied von Dr. Tods Mordliga.

Sie blieb am Ausstieg stehen, sah den Mercedes und verengte die Augen.

»Bleiben Sie ja unten!« flüsterte ich Arden zu, als ich vorsichtig die Tür öffnete.

Vielleicht konnte ich sie packen.

Da hatte sie mich gesehen. Sie warf den Kopf zurück, und ich hörte, wie sie in den Hubschrauber meinen Namen schrie.

Im nächsten Augenblick spuckte die MPi ihre lange Kugelgarbe aus. Ich machte einen gewaltigen Hechtsprung, als die Bleihummeln den Boden aufrissen und auf mich zujagten.

Mit der Schulter kam ich auf, rollte mich herum und feuerte zurück. Leider traf ich nicht, doch Lady X zog sich nach der zweiten Garbe wieder zurück.

Der Hubschrauber startete.

Fast senkrecht hob er vom Boden ab.

Hatte innerhalb weniger Sekunden die Höhe der Baumwipfel erreicht und verschwand.

Ich richtete mich auf und atmete tief durch. Das Geräusch verklang in der Ferne, es kam auch nicht zurück, und ich ging wieder zum Wagen, wo Arden angstschlotternd hockte.

»Wer war das?« fragte er.

»Eine gute Freundin von mir«, erwiderte ich sarkastisch und schwieg mich ansonsten aus.

***

Zwei Stunden später wimmelte es auf dem Gelände von Polizisten. Suko war auch dabei, und ich erfuhr, dass er einen Ghoul erledigt hatte. Da war ich froh.

Wir untersuchten die Särge.

Sie alle waren leer. Nichts wies auf irgendwelche Ghouls mehr hin. Andere Kollegen kümmerten sich um die Toten. Dieser Fall wurde später genau aufgeklärt, und ich erfuhr, dass er sich mit dem meinen überhaupt nicht berührte.

Irgend jemand hatte Costello geholt. Er kam in Begleitung seines Anwalts.

Der Gangsterboss, er war im eleganten blauen Tuchmantel erschienen, der ihn seriös erscheinen ließ, sagte zwar einiges, aber im Prinzip so gut wie nichts.

Wir erfuhren, dass er die Särge preiswert in Italien erworben hatte und sie hier lagern wollte, bis er wieder ein neues Bestattungsunternehmen eröffnet hatte.

So die offizielle Version.

Die Wahrheit war eine ganz andere. Costello arbeitete sicherlich mit Dr. Tod zusammen und sollte irgend etwas für ihn vorbereiten. Was es war, wusste niemand von uns. Wir konnten Costello die Särge auch nicht vorenthalten, er hatte sie gekauft und diesen Bunker praktisch als Lager gepachtet.

Verlierer auf der ganzen Linie?

Nein, nicht ganz. Ich hatte erfahren, dass Dr. Tod auch in das Ghoulgeschäft eingestiegen war, wenn ich das mal so nennen darf. Und ein Ghoul fehlte ihm noch in seiner Sammlung. Einige hatte ich erledigt, doch es würden neue kommen, dessen war ich mir sicher. Ob er in dem Hubschrauber gesessen hatte, konnte ich auch nicht sagen. Eine Fahndung nach der Maschine war im Sande verlaufen. Der Hubschrauber hatte auch keinerlei Kennzeichen getragen.

Suko sprach das aus, was ich dachte. »Er plant wieder etwas. Wir werden unsere Augen offen halten müssen.«

»Du sagst es, Suko!« Ich konnte mir nicht helfen. Wenn ich an die Zukunft dachte, bekam ich Magendrücken. Sie sah düsterer aus als je zuvor…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 135 »Der Moloch«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 94 »Schreie im Schreckenshaus«